

Deutscher Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische
Zusammenarbeit – Konrad-Adenauer-Stiftung

Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand

Beiträge einer Tagung des Deutschen Koordinierungsrates der
Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und der Konrad-
Adenauer-Stiftung

Die Dokumentation „Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand“ fasst Beiträge einer Tagung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und der Konrad-Adenauer-Stiftung (2003) zusammen. Im Mittelpunkt steht die kritische Bestandsaufnahme des seit über fünfzig Jahren bestehenden christlich-jüdischen Dialogs. Die Beiträge thematisieren Erfolge und Ermüdungserscheinungen, den Einfluss von Säkularisierung und Globalisierung sowie die Herausforderungen durch neue religiöse und gesellschaftliche Konstellationen. Diskutiert werden Fragen nach der Zukunftsfähigkeit der christlich-jüdischen

Zusammenarbeit, ihrer theologischen Grundlagen und ihrer politischen Relevanz. Ein Schwerpunkt liegt auf der Notwendigkeit, den Dialog zu erneuern, antisemitischen Tendenzen entgegenzuwirken und ihn in einen breiteren interreligiösen Kontext – insbesondere mit dem Islam – einzubetten.

Keywords: Interreligiöser Dialog, Christentum, Judentum, Theologie,
Zusammenarbeit Antisemitismus, Bekämpfung, Woche der Brüderlichkeit

Quelle:

https://www.deutscherkoordinierungsrat.de/sites/default/files/downloads/DKR/Dialog_auf_dem_Pruefstand.pdf (2025-10).

Dokumentation

Frankfurt am Main ■ 16. März 2004

www.epd.de

Nr. 12

Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand

Beiträge einer Tagung des Deutschen Koordinierungsrates der
Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und der
Konrad-Adenauer-Stiftung

Impressum

Herausgeber und Verlag:
Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik (GEP)
gGmbH
Anschrift: Emil-von-Behring-Str. 3,
60439 Frankfurt am Main.
Briefe bitte an Postfach 50 05 50,
60394 Frankfurt

Geschäftsführer:
Jörg Bollmann
epd-Zentralredaktion:
Chefredakteur: Dr. Thomas Schiller

Ressort epd-Dokumentation:
Verantwortlicher Redakteur
Peter Bosse-Brekenfeld
Tel.: (069) 58 098 -135
Fax: (069) 58 098 -294
E-Mail: doku@epd.de

Der Informationsdienst
epd-Dokumentation dient der
persönlichen Unterrichtung.
Nachdruck nur mit Erlaubnis und
unter Quellenangabe.

Druck: druckhaus köthen

■ Auf dem Prüfstand

»In der Ankündigung zu unserer Tagung ist vom ‚Prüfstand‘ die Rede, auf den der christlich-jüdische Dialog gestellt werden soll. Prüfstand, das hat mit Funktions- und Qualitätsanalyse zu tun. Auf den Prüfstand stellen heißt, Belastbarkeit abklären, Schwachstellen aufdecken, Gebrauchswerte feststellen sowie Bedarf und Nachfrage ermitteln. Darum soll es heute und in den nächsten beiden Tagen gehen. Sind die unter den Bezeichnungen ‚christlich-jüdischer Dialog/christlich-jüdische Zusammenarbeit‘ seit nun über 50 Jahren entwickelten Produkte noch ‚zeitgemäß‘?

Lassen sie sich unter den veränderten Verhältnissen noch à jour bringen oder handelt es sich um Auslaufmodelle? Tun wir gut oder gar besser daran, uns nun dem sogenannten jüdisch-christlich-muslimischen ‚Trialog‘ zuzuwenden, oder ist gar der allgemeine interreligiöse Dialog angesagt? Wie gefragt ist in der neuen bundesrepublikanischen Gesellschaft noch das Verhältnis von Christen und Juden? Welches Interesse besteht in der jüdischen Gemeinschaft, welches Interesse in den Kirchen römischer und protestantischer Prä-

gung? Die Voraussetzungen und Interessenlagen verlaufen ja nach wie vor keineswegs symmetrisch. Entpuppt sich der christlich-jüdische Dialog am Ende gar als eine verkappte Form christlicher Missionsbestrebung? Und vor allem: wie passt angesichts der immer stärker zunehmenden Säkularisierung der bundesrepublikanischen Bevölkerung die christliche Komponente des ganzen Unternehmens noch in die Landschaft? Das ist eine Frage, die sich natürlich insbesondere für die Gesellschaften stellt, deren Aushängeschild ausdrücklich die christlich-jüdische Zusammenarbeit ist.

Ist das ganze Unterfangen nur noch als Nischenunternehmen von Belang oder ist ein Zusammenwirken von Christen und Juden doch mehr denn je notwendig und deswegen zukunfts-trächtig? Wenn ja, unter welchen Umständen und in welcher Form? Nur als Abwehrverein gegen den sich wieder ausbreitenden Antisemitismus? Oder gäbe bzw. gibt es noch andere Felder der Zusammenarbeit? Und schließlich: was bedeutet es für den christlich-jüdischen Dialog, dass die Grunderfahrung, die ihn lange geprägt und bestimmt hat, der Schatten der Schoah, nur noch für ganz wenige Zeitgenos-

sen und Zeitgenossinnen lebendige Erinnerung ist, auf der nichtjüdischen Seite, wenn es hoch kommt, nur noch als Schemen wahrgenommen wird und auf der jüdischen Seite wie ein bleibender ‚Tumor im Gedächtnis‘ (Levinas) nistet?

Ein komplexes Bündel und Knäuel von Fragen. Ich denke, es ist höchste Zeit, sich ihnen zu nähern, sich ihnen zu stellen. Es besteht zwar kein Grund, schwarz zu sehen, und erst recht kein Anlass, Schwarzweißmalerei zu betreiben. Was in den letzten 50 Jahren unter dem Vorzeichen von ‚Umkehr und Erneuerung‘ im christlich-jüdischen Verhältnis sich entwickelt hat und geschehen ist, kann sich durchaus sehen lassen. Ohne Übertreibung darf, kann von einem epochalen Aufbruch und Umbruch gesprochen werden. Aber das enthebt nicht der Aufgabe, das Erreichte zu sichten, auf den Prüfstand zu stellen und sich selbstkritisch der Frage zu stellen, wie es weitergehen kann, ob der christlich-jüdische Dialog in einer Sackgasse steckt oder ob es sich lohnt, am Ball zu bleiben, ob das Unternehmen noch zukunfts-fähig und zukunfts-trächtig ist.«
(Prof. Berndt Schaller, Seite 7)

Quellen:

»Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand«

Überarbeitete Referate einer Tagung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und der Konrad-Adenauer-Stiftung im Bildungszentrum Eichholz, Wesseling, 20. – 22. 10. 2003

Internet: www.deutscher-koordinierungsrat.de

Aus dem Inhalt:

Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand/Zum Thema

- ▶ Rudolf W. Sirsch:
»Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand«/Zur Tagung 4
- ▶ Prof. Dr. Berndt Schaller:
»Ergebnisse des christlich-jüdischen Dialogs können sich sehen lassen« 7

Ermüdungserscheinungen oder Krise in der christlich-jüdischen Zusammenarbeit?

- ▶ Statement von Prof. Dr. Ernst Ludwig Ehrlich,
Ehrendirektor des europäischen B'nai B'rith 8
- ▶ Statement von Friedhelm Pieper, Generalsekretär des
Internationalen Rates der Christen und Juden 11

Zur Zukunft der christlich-jüdischen Zusammenarbeit aus jüdischer Sicht

- ▶ Statement aus jüdischer Sicht von Prof. Dr. Yizhak Ahren,
jüdische Synagogengemeinde Köln 18
- ▶ Statement aus jüdischer und ökumenischer Sicht von Dr. Hanna Rhein,
ehemalige Leiterin des Jüdischen Museums Augsburg 19

Von den »Vorarbeiten« zur »Bewährung« – Nimmt der »Bedarf« für christlich-jüdische Beziehungen ab?

- ▶ Statement von Prof. Dr. Bernd Schröder, Lehrstuhl für Religionspädagogik
an der Universität Saarbrücken 22
- ▶ Statement von Pfarrerin Astrid Fiehlend van der Vegt, Hamburg 26
- ▶ Statement von Gabriele Kammerer, Journalistin, Berlin 30
- ▶ Statement von Dr. Ansgar Koschel, Direktor der Katholischen
Akademie des Bistums Limburg 32

Politische Perspektive

- ▶ Bundestagspräsidentin a.D. Prof. Dr. Rita Süßmuth:
»Hat die christlich-jüdische Zusammenarbeit eine politische Perspektive?« 36

Die Zukunft von christlich-jüdischem Gespräch und Zusammenarbeit

- ▶ Statement von Sara-Ruth Schumann (Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde
Oldenburg) aus jüdischer Sicht 39
- ▶ Statement von Prof. Dr. Rainer Kampling (Freie Universität Berlin, Seminar
für Katholische Theologie) aus römisch-katholischer Sicht 41
- ▶ Statement von Prof. Dr. Berndt Schaller (Evangelischer Präsident des Deutschen
Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit)
aus evangelischer Sicht 46

Woche der Brüderlichkeit 2004

51

»Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand«/Zum Thema

Von Rudolf W. Sirsch

»Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand«, Tagung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und der Konrad-Adenauer-Stiftung, Wesseling, 20. – 22. 10. 2003. Der Autor ist Generalsekretär des Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Bad Nauheim.

Martin Buber schreibt in seinen »Schriften über das dialogische Prinzip«: »Eine Zeit echter Religionsgespräche beginnt, - nicht jener so benannten Scheingespräche, wo keiner seinen Partner in Wirklichkeit schaute und anrief, sondern echter Zwiegespräche, von Gewissheit zu Gewissheit, aber auch von aufgeschlossener Person zu aufgeschlossener Person. Dann erst wird sich die echte Gemeinschaft weisen, nicht die eines angeblich in allen Religionen aufgefundenen gleichen Glaubensinhalts, sondern die der Situation, der Bangnis und der Erwartung.«

Bestärkt durch biblische Einsichten und die Erkenntnis christlicher Mitverantwortung sowie der Mitschuld an der Shoa wurde von den Kirchen, dem Zweiten Vatikanischen Konzil, Bischofskonferenzen und vielen evangelischen Synoden das mit Juden Verbindende und Gemeinsame in den vergangenen Jahrzehnten entdeckt und formuliert, wie zum Beispiel: »Als Jude gehört Jesus ganz ins Judentum seiner Zeit und ist von daher zu verstehen« oder »Juden und Christen sind in ihrem Glauben und Handeln bestimmt durch die Wechselbeziehung zwischen Gerechtigkeit und Liebe« bis hin zur Aussage: »Jesus Christus hat von seiner jüdischen Herkunft her ein reiches geistliches Erbe aus der religiösen Völkerwelt mit eingebracht. ... Als Erstes ist auf die heilige Schrift Israels, von den Christen »Altes Testament« genannt, hinzuweisen.«

Der christlich-jüdische Dialog nach 1945 steht »als epochal neue Anstrengung ‚nach Auschwitz‘ im Schatten der Shoa«, so Hans Hermann Henrix. Dem waren neunzehn Jahrhunderte Hass, Verfolgung und christliche Vorurteile vorausgegangen. Hierzu gehörten u.a. etwa der Vorwurf des Gottesmordes, Verstocktheit gegenüber dem Glauben an Jesus als dem Messias, der Vorwurf, Israel habe den Bund gebrochen, und die Behauptung, die Erwählung Israels sei auf die Kirche übergegangen.

Rolf Rendtorff, Wegbereiter des Dialogs zwischen Christen und Juden, teilt den christlich-jüdischen Dialog nach 1945 in drei Phasen ein: Während der ersten Phase unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg standen die verschiedenen Schuldbekenntnisse, der Kampf gegen den Antisemitismus und die Frage der »Judenmission« im Mittelpunkt. In den 60er Jahren folgten Neuansätze, in denen es zu einer Wende in den kirchlichen Beziehungen zum Judentum kam und seit Beginn der 80er Jahre kann von einer dritten Phase des christlich-jüdischen Dialogs gesprochen werden, die durch den Synodalbeschluss der Evangelischen Kirche im Rheinland eingeleitet wurde.

Berndt Schaller, evangelischer Präsident des Deutschen Koordinierungsrates, erwähnt in der Einführung zur Tagung daher treffend: »Was in den letzten fünfzig Jahren unter dem Vorzeichen von ‚Umkehr und Erneuerung‘ im christlich-jüdischen Verhältnis sich entwickelt hat und geschehen ist, kann sich durchaus sehen lassen. Ohne Übertreibung darf, kann von einem epochalen Aufbruch und Umbruch gesprochen werden.«

Die Fortschritte im christlich-jüdischen Dialog sind durch den zunehmenden politischen Antisemitismus, die weltweite Welle konservativer Religiosität, die in der Beziehung zum Judentum kein zentrales Thema sieht, und die zum Teil nachlassende existentielle Betroffenheit der Dialogteilnehmer/innen durch die Shoa bedroht. Weiterhin ist festzustellen, dass in den akademischen Ausbildungsstätten des theologischen Nachwuchses, an den theologischen Fakultäten der Hochschulen die Vermittlung von Kenntnissen über das Judentum und das christlich-jüdische Verhältnis nach wie vor eine untergeordnete Rolle spielen. Dieser Befund war Anlass, eine Studientagung zum Thema »Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand« durchzuführen.

Die inhaltlichen Schwerpunkte der Tagung wurden auf **fünf Themenbereiche** eingegrenzt:

■ **Ernst Ludwig Ehrlich**, der neben **Friedhelm Pieper** zum Thema »Ermüdungserscheinungen oder Krise in der christlich-jüdischen Zusammenarbeit« sprach, verwies zu Beginn seines Referates darauf, was in den zurückliegenden fünfzig Jahren an positiven Gedanken und Ideen in der christlich-jüdischen Zusammenarbeit geäußert

und entwickelt wurde, insbesondere, wenn man die Jahrhunderte und die Jahrzehnte vorher betrachtet. In seinen Ausführungen ging er auf das Vatikanische Konzil und die Erklärungen der Landeskirchen ein, vor allem auf die Rheinische Synode von 1980, die die eigentliche Wende brachte.

Nicht die christlich-jüdische Beziehung sei heute in die Krise geraten, sondern eher die christliche Theologie, so Ehrlich. Das, was in der Exegese der letzten Jahrzehnte erarbeitet wurde, sei in der Dogmatik noch nicht angekommen.

Als Aufgabe bleibe uns, »mehr als früher nicht nur konkretes Wissen anzueignen, sondern das geistig Erworbene auch spirituell umzusetzen. Wenn heute gelegentlich von Ermüdungserscheinungen gesprochen werden kann, so deshalb, weil man achtlos aneinander vorbeigeht, das Eigene nur noch oberflächlich kennt und das Andere entweder anlehnt oder als überholt ignoriert... Dennoch haben Christen gemerkt, dass es sich in Wirklichkeit um sie selbst handelt, wenn sie dem Judentum begegnen und eines Tages werden auch Juden erkennen, dass im Christentum ein Stück jüdischer Geschichte enthalten ist, ein Zeugnis ihres eigenen Glaubens.« Wenn wir auf beiden Seiten so weit gelangen, so Ehrlich, werde von Ermüdungserscheinungen oder Krise nicht mehr die Rede sein.

■ Im Mittelpunkt des zweiten Teils steht die »Zukunft der christlich-jüdischen Zusammenarbeit aus jüdischer Sicht.« Hierzu sprachen Yitzhak Ahren, Hanna Rheinz und Ernst Ludwig Ehrlich. In seinem Beitrag führte **Yizhak Ahren** aus Köln u.a. aus, dass angesichts der Globalisierung der christlich-jüdische Dialog auch für Juden von großer Bedeutung sei und zitiert den verstorbenen jüdischen Religionshistoriker Hans-Joachim Schoeps, der davon gesprochen hatte, dass das geschichtliche Schicksal beide Religionen in eine Front zwingt: »Denn Judentum und Christentum haben einen gemeinsamen großen Feind: die allgemeine Gottlosigkeit und Säkularisierung, die Leugnung überweltlicher Kräfte und Zusammenhänge.« Nach Ansicht des Referenten bestehe ein Interesse, gemeinsame Projekte zu entwickeln. Wir brauchen interreligiöse Gespräche auf verschiedenen Ebenen, damit vorhandene Differenzen nicht die Menschen ins Unglück führen. Es seien interreligiöse Gespräche auf verschiedenen Ebenen nötig, um zu verhindern, dass vorhandene Differenzen daran mitwirkten, die Menschen auf einen verhängnisvollen Weg zu führen. Christen und Juden (und auch Moslems!) sollten

im eigenen Interesse gemeinsam an Projekten arbeiten, die einer Verbesserung der Welt (Tikun HaOlam) dienen, so Yizhak Ahren.

Ernst Ludwig Ehrlich und **Hanna Rheinz** verwiesen u.a. auf die Probleme, die sich durch die Einwanderung der aus der ehemaligen Sowjetunion kommenden Juden für die Jüdischen Gemeinden in Deutschland ergeben haben. Neben den Sprachschwierigkeiten und der Nichtanerkennung ihres Berufsabschlusses oder beruflichen Ausbildung seien viele von ihnen in der bundesrepublikanischen Realität noch nicht wirklich angekommen. Es werde wohl eine Generation dauern, bis sie sich dem christlich-jüdischen Dialog öffnen könnten. Ganz anders in England, wo der Dialog eine jahrzehntelange Tradition habe.

■ Ein weiterer Fokus der Tagung lag auf dem Thema »Von den ‚Vorarbeiten‘ zur Bewährung - Nimmt der ‚Bedarf‘ für christlich-jüdische Beziehungen ab?« **Bernd Schröder** von der Universität Saarbrücken geht davon aus, dass die Akzeptanz und der Bedarf an christlich-jüdischen Beziehungen zu einem guten Teil davon abhängen, welche thematischen Akzente der Dialog in Zukunft setze. Denn gegenwärtig habe er kein Begründungs-, wohl aber ein Relevanzproblem. »D.h. (fast) niemand bestreitet, dass es ein christlich-jüdisches Gespräch geben sollte - undeutlich ist indes, was dabei wozu verhandelt werden soll und warum sich möglichst viele daran beteiligen sollten.« Dem Dialog fehle aus praktisch-theologischer Sicht die lebensweltliche Relevanz. Wie kann Menschen, die weithin kirchendistanziert leben, das Deute- und Orientierungspotenzial der christlich-jüdischen Verheißungsgeschichte einsichtig werden, so fragte der Referent. Auch sei das primäre Ziel des Dialogs rückwärtsgerichtet und nicht zukunftsorientiert. Nach Ansicht von Schröder bedürfe es einer positiven Vision, einer verheißungsvollen Aussicht des christlich-jüdischen Gesprächs.

Astrid Fiehland van der Vegt hat den Eindruck, dass »nach drei EKD-Studien »Christen und Juden«, zahlreichen landeskirchlichen Beschlüssen und schließlich der Leuenberger Erklärung zu »Kirche und Israel« sich auf offiziell kirchlicher Ebene erlahmende Motivation und nachlassendes Interesse ausbreite. So als habe die Kirche doch nun ihre Hausaufgaben gemacht und Einsicht gezeigt in ihre schuldhaftige Verstrickung in die Geschichte der Ausgrenzung und Verfolgung von Juden. Und an einer anderen Stelle erwähnt sie, dass »auf EKD-Ebene ein gleichberechtigter jüdisch-christlicher-Dialog mit gemeinsam defi-

nierten Themen noch gar nicht begonnen hat«. Lobend erwähnt sie die deutliche Anerkennung des Programms »Studium in Israel«, das trotz aller Sparabsichten großzügig ausgestattet werde.

An der Basis sei ihrer Einschätzung nach ein großes Interesse vorhanden, über jüdisches Leben mehr zu lernen, und verwies auf entsprechende Beispiele in Gemeinden sowie Gesprächs- und Arbeitskreise.

Für die Zukunft wünscht sie sich, dass sich der Dialog stärker aus den kirchlich-synagogalen Mauern herausbewege, um neue Kreise zu interessieren; dass andere Formen der Begegnung, die weniger vortraglastig und mehr erlebnisorientiert seien, angeboten werden; dass man die jüdisch-christliche Arbeit stärker mit Themen der Ökumenischen Bewegung wie Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung vernetze und die Themen Israel und Antisemitismus weiterhin bearbeite.

Gabriele Kammerer, die sich als Angehörige der »dritten Generation« im christlich-jüdischen Dialog sieht, tritt dafür ein, »dass Christen ihre Identität so zu formulieren lernen, dass sie das Judentum als Negativfolie nicht brauchen, dies ist alles andere als originell oder neu. Sie ist aber immer noch nicht eingelöst«. Der Dialog, so Kammerer, bedeute eine Herausforderung an die je eigene Biografie und Identität.

Ansgar Koschel begrüßt in seinem Beitrag die Initiative der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) mit ihrem Programm »Lade deinen Nachbarn ein«, in dessen Mittelpunkt die Begegnung und das Gespräch von Christen, Juden und Muslimen steht. Eine Fortführung des Projekts unter gleichberechtigter Mitwirkung der Beteiligten sei sehr zu wünschen.

■ In ihrem Beitrag »Hat die christlich-jüdische Zusammenarbeit eine politische Perspektive« verwies unsere Kuratorin **Rita Süßmuth** darauf, dass die Notwendigkeit zur kontinuierlichen Arbeit weiterhin gegeben sei. Wir müssen uns noch besser miteinander vertraut machen, uns verständigen und verstehen lernen, um gegen Vorurteile, Antisemitismus, Rassismus und Antijudaismus vorzugehen, so die Bundestagspräsidentin a.D.

■ Im abschließenden fünften Teil werden u.a. Vorschläge zum Thema »Die Zukunft des christlich-jüdischen Gesprächs und der christlich-jüdischen Zusammenarbeit« skizziert. Hierzu

sprachen Sara-Ruth Schumann, Rainer Kampling und Berndt Schaller.

In seinen Ausführungen weist **Rainer Kampling** aus Berlin zunächst darauf hin, dass die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (GCJZ) in den zurückliegenden Jahrzehnten sehr viel erreicht haben. Mittlerweile gebe es keine Volkshochschule und keine politische Stiftung, die sich nicht des Themas annehme. Nach den Erklärungen der katholischen Kirche sei es für jeden Katholik eine Sünde, wenn er für Antijudaismus und Antisemitismus eintrete. Nach dem Verständnis der katholischen Kirche sei das Judentum Volk Gottes (Römer 9-11). Israel sei Teil der Heilsgeschichte und werde in der Liturgie bezeugt. Das wäre, so Kampling, ohne die GCJZ nicht möglich gewesen.

Sara-Ruth Schumann sprach sich dafür aus, ein jeder möge in seinem Handeln aus den Quellen der je eigenen Religion schöpfen. Gemeinsam sollten wir uns gegen Unrecht, Diskriminierung der Minderheiten und für den Frieden einsetzen. Was den christlich-jüdischen Dialog bei den Zuwanderern angehe, so werde er erst dann möglich sein, wenn es den Betroffenen gelungen sei, ihre Identität als Juden entwickelt zu haben. Über das eigene religiöse Selbstverständnis könne man erst Auskunft geben, wenn man in der eigenen Religiosität beheimatet sei.

Berndt Schaller, ev. Präsident des DKR, ist in seinem Beitrag u.a. darauf eingegangen, dass die »zahlreichen aus dem christlich-jüdischen Dialog erwachsenen kirchlichen, theologischen Verlautbarungen keineswegs überall angekommen sind, weder in den Gemeinden noch in den Kirchenleitungen, weder in den Schulen noch an den Hochschulen« und erwähnt an einer anderen Stelle, »dass geistiger Anspruch und Aufwand auf der einen Seite und gesellschaftliche, alltägliche, nicht zuletzt schulische, aber auch kirchliche Wirklichkeit auf der anderen Seite auseinander klaffen«.

Für die **Zukunft** sollten daher **folgende Aufgaben** bearbeitet werden:

- Der Kampf gegen alle Formen von religiösem Antijudaismus und säkularem Antisemitismus,
- Die Abwehr rassistischer Übergriffe und der ihnen zugrunde liegenden Vorurteilmuster,
- Die Aufdeckung und der Abbau theologischer Fehl- und Feindbilder, wie sie immer noch oder wieder, explizit in Lehre und Forschung,

- im Unterricht, in Predigten und im religiösen Schrifttum verbreitet werden,
- Die Umsetzung der theologischen Verlautbarungen in die Praxis der Gemeinden sowie schließlich
 - Die Zusammenarbeit in der Öffentlichkeit, namentlich in gesellschafts- und sozialpolitischen Fragen.

Abgerundet wurde die Tagung mit einer Podiumsdiskussion, in der es um die praktische Verwirklichung kirchlicher Erklärungen und den Kampf gegen alle Formen von Antisemitismus und Antijudaismus ging.



»Ergebnisse des christlich-jüdischen Dialogs können sich sehen lassen«

(...) Die Thematik, mit der wir uns dieses Mal beschäftigen wollen, konfrontiert anders als in den Vorjahren nicht mit einem Spezialthema im christlich-jüdischen Verhältnis. In diesem Jahr soll das christlich-jüdische Verhältnis selbst zur Debatte stehen. In der Ankündigung zu unserer Tagung ist vom »Prüfstand« die Rede, auf die der christlich-jüdische Dialog gestellt werden soll. Prüfstand, das hat mit Funktions- und Qualitätsanalyse zu tun. Auf den Prüfstand stellen, heißt, Belastbarkeit abklären, Schwachstellen aufdecken, Gebrauchswerte feststellen sowie Bedarf und Nachfrage ermitteln. Darum soll es heute und in den nächsten beiden Tagen gehen.

- Sind die unter den Bezeichnungen »christlich-jüdischer Dialog« /christlich-jüdische Zusammenarbeit seit nun über 50 Jahren entwickelten Produkte noch »zeitgemäß«?
- Lassen sie sich unter den veränderten Verhältnissen noch a jour bringen oder handelt es sich um Auslaufmodelle.
- Tun wir gut oder gar besser daran, uns nun dem so genannten jüdisch-christlich-muslimischen »Trialog« zuzuwenden oder ist gar der allgemeine interreligiöse Dialog angesagt?
- Wie gefragt ist in der neuen bundesrepublikanischen Gesellschaft noch das Verhältnis von Christen und Juden?
- Welches Interesse besteht in der jüdischen Gemeinschaft, welches Interesse in den Kirchen römischer und protestantischer Prägung? Die Voraussetzungen und Interessenlagen verlaufen ja nach wie vor keineswegs symmetrisch. Entpuppt sich der christlich-jüdische Dialog am Ende gar als eine verkappte Form christlicher Missionsbestrebung.
- Und vor allem: wie passt angesichts der immer stärker zunehmenden Säkularisierung der bundesrepublikanischen Bevölkerung die christliche Komponente des ganzen Unternehmens noch in die Landschaft? Das ist eine Frage, die sich natürlich insbesondere für die Gesellschaften stellt, deren Aushängeschild ausdrücklich die christlich-jüdische Zusammenarbeit ist.
- Ist das ganze Unterfangen nur noch als Nischenunternehmen von Belang oder ist ein Zusammenwirken von Christen und Juden doch mehr denn je notwendig und deswegen zukunftssträchtig? Wenn ja, unter welchen Umständen und in welcher Form? Nur als Abwehrverein gegen den sich wieder ausbreitenden Antisemitismus? Oder gäbe bzw. gibt es noch andere Felder der Zusammenarbeit?
- Und schließlich: was bedeutet es für den christlich-jüdischen Dialog, dass die Grunderfahrung, die ihn lange geprägt und bestimmt hat, der Schatten der Schoah, nur noch für ganz wenige Zeitgenossen und Zeitgenossinnen lebendige Erinnerung ist, auf der nichtjüdischen Seite, wenn es hoch kommt, nur noch als Schemen wahrgenommen wird und auf der jüdischen Seite wie ein bleibender »Tumor im Gedächtnis« (Levinas) nistet?

Ein komplexes Bündel und Knäuel von Fragen. Ich denke, es ist höchste Zeit, sich ihnen zu nähern, sich ihnen zu stellen. Es besteht zwar kein Grund, schwarz zu sehen, und erst recht kein Anlass, Schwarzweißmalerei zu betreiben. Was in den letzten 50 Jahren unter dem Vorzeichen von »Umkehr und Erneuerung« im christlich-jüdischen Verhältnis sich entwickelt hat und geschehen ist, kann sich durchaus sehen lassen. Ohne Übertreibung darf, kann von einem epochalen Aufbruch und Umbruch gesprochen werden. Aber das enthebt nicht von der Aufgabe, das Erreichte zu sichten, auf den Prüfstand zu stellen und sich selbstkritisch der Frage zu stellen, wie es weitergehen kann, ob der christlich-jüdische Dialog in einer Sackgasse steckt oder ob es sich lohnt, am Ball zu bleiben, ob das Unternehmen noch zukunftsfähig und zukunftssträchtig ist. »Krisenerprobt und doch störanfällig«, unter dieser Überschrift hat vor geraumer Zeit Hans Hermann Henrix, einer der engagiertesten römisch-katholischen Dialogiker in unserer Republik, das christlich-katholisch-jüdische Verhältnis beschrieben (Herder Korrespondenz 55, 2002, 336342). M.E. gilt das für das christlich-jüdische Verhältnis allgemein. Ob es in der Zukunft eines Tages so weit ist, dass die Reihenfolge umgedreht werden kann: »Störanfällig und doch krisenerprobt«, das ist die Frage, die insgeheim über unserer Tagung steht.

Prof. Dr. Berndt Schaller, Evangelischer Präsident des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit in seiner Einführung in die Tagung



Ermüdungserscheinungen oder Krise in der christlich-jüdischen Zusammenarbeit?

Von Prof. Dr. Ernst Ludwig Ehrlich

»Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand«, Tagung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und der Konrad-Adenauer-Stiftung, Wesseling, 20. – 22. 10. 2003. Der Autor ist Ehrenvizepräsident des europäischen B'nai B'rith.

Das Thema dieses Vortrages könnte eigentlich paradox erscheinen, wenn man sich vergegenwärtigt, was in den vergangenen 40 Jahren auf dem Gebiet der christlich-jüdischen Zusammenarbeit geschehen ist, insbesondere wenn man die Jahrhunderte und die Jahrzehnte vorher betrachtet. Die große Zäsur in dieser Beziehung, die in Wirklichkeit eine Verachtung oder bestenfalls eine Gleichgültigkeit war, erfolgte durch die Schoa, die zur Folge hatte, dass durch viele Kreise der Christenheit ein Erwachen ging und teilweise auch ein Erschrecken, weil die Kirchen als Institutionen die Juden weitgehend im Stiche gelassen hatten.

Eine eigentliche Wende erfolgte auf katholischer Seite durch das Vatikanische Konzil 1965 und durch die verschiedenen Erklärungen der Landeskirchen, vor allem die der Rheinischen Synode 1980.



Es wäre ja fast bösartig, wenn man nicht zur Kenntnis nähme, in welcher Weise in beiden Kirchen versucht wird, den früher üblichen Antijudaismus zu vermeiden und dem Judentum gerecht zu werden.

Betrachtet man die Literatur der letzten Jahrzehnte einerseits und die offiziellen kirchlichen Erklärungen andererseits, so wird man eine Fülle positiver Gedanken und Äußerungen feststellen können und auch die offiziellen Dokumente fangen an, unübersehbar zu werden. Das gilt besonders für die Exegese, vereinzelt jedoch auch für die systematische Theologie, d. h. die Dogmatik. Zentral dabei war die Aussage des Papstes in Mainz 1980, vom ungekündigten Bund Gottes mit Israel. Seither ist über dieses Thema in vieler Hinsicht nachgedacht und veröffentlicht worden. Als einer der Ersten in diesem Zusammenhang ist Franz Mussner zu nennen. Er kommt dabei zu folgendem Ergebnis, das für Exegese und Dog-

matik von Bedeutung ist: »Bei der Parusie, diesem weltöffentlichen Ereignis, wird sich vor den Augen der Völker erweisen, dass Gottes Bund mit den Völkern, seinem erwählten und geliebten Volk, von dem in Röm 11,27 die Rede ist, der Ewige Bund ist, den Gott einst mit den Urvätern Israels geschlossen hat. Wenn die christliche Theologie davon Kenntnis nimmt, dann hilft ihr dies, ihren alten Antijudaismus endlich aufzugeben und mit Ehrfurcht auf die Wurzel der Kirche zu schauen. Erfreulicherweise sind die Kirchen dabei (»Der ungekündigte Bund? Hgg. von Hubert Frankemölle 1998, S. 169f.). Es ist im Übrigen gewiss ein Fortschritt, wenn eine recht umfangreiche Publikation dem Problem vom ungekündigten Bund gewidmet ist. Es wäre ja fast bösartig, wenn man nicht zur Kenntnis nähme, in welcher Weise in beiden Kirchen versucht wird, den früher üblichen Antijudaismus zu vermeiden und dem Judentum gerecht zu werden.

Es gab früher zwei Themen, die vor allem antijüdisch besetzt waren: Die Schuld der Juden am Tode Jesu sowie das Pharisäerproblem. Hier ist auch in der Pädagogik manches geschehen und viel guter Wille aufgebracht worden. Auch die allmähliche Trennung von Juden und Christen wird in vielen Darstellungen weitgehend adäquat behandelt. Wenn also vielleicht zu zeigen ist - und in den beiden umfangreichen Sammelbänden von Rendtorff und Henrix sowie Henrix und Kraus ist nachzulesen, was in den letzten Jahrzehnten an Erklärungen über die Juden von den Kirchen erschienen ist. Im Jahre 2003 spricht der Papst in einem apostolisch-nachsynodalen Text davon, der Dialog mit dem Judentum sei von fundamentaler Bedeutung für das christliche Bewusstsein als solches, und er wünscht sich einen neuen Frühling in der gegenseitigen Beziehung. Dazu gehören der Dialog und die Zusammenarbeit mit den Gläubigen der jüdischen Religion. Der Papst erinnert an das, was Söhne der Kirche Juden während der Geschichte in ihrer antisemitischen Haltung angetan haben, und rät, man solle dafür um die Vergebung Gottes bitten.

Die Frage stellt sich nun, in welcher Weise all das in den christlichen Gemeinden angekommen ist und wie Pfarrer und Gemeindeglieder davon Kenntnis zu nehmen bereit und in der Lage sind. Man muss sich dabei vergegenwärtigen, dass die

Lehre der Kirche und später auch der Kirche der Reformation, eine völlig andere war, die dem Judentum als Religion den Totenschein ausgestellt hatten, bzw. die Berechtigung, Juden zu sein, wenn sie ihre theologische Verworfenheit beseitigen wollten. Dazu diente früher die Judenmission, die heute von der katholischen Kirche abgeschafft worden ist und nur noch in wenigen Seitenzweigen bei Protestanten existiert. Christen haben viel zu wenig gewusst, dass gerade dieses Problem bis weit in unsere Tage hinein zwischen Juden und Christen stand.

Zwei Grundprobleme stellen sich nun in der heutigen Situation. Es ist nicht leicht, eine so lange antijüdische Tradition grundlegend zu verändern, andererseits stellt sich die Frage der eigenen Identität. Wenn man den ungekündigten Bund gelten lässt und sich das nicht nur als abstrakte Formel vorstellt, ergibt sich notwendigerweise die Frage nach dem Proprium des Christlichen. Dies gilt besonders, wenn, was gelegentlich geschieht, das Judentum als eine versteinerte Gesetzesreligion verstanden wird. Dabei wird nicht beachtet, dass das Gottesverhältnis der Menschheit von der menschlichen Seite her der steten Neuvergewisserung bedarf.

Diese ist verbunden mit der immer neu vorgetragenen und gewährten Bitte um Vergebung. Die immer neue Vergebung menschlicher Schuld bedeutet für Israel die Erneuerung des alten Bundes. Der Vorgang der Vergebung hat nicht nur eine individuelle Innenseite, bei der ein einzelner Mensch in der Einsamkeit seines Herzens seine Gottesbeziehung realisiert und erneuert, er hat auch eine kollektive Seite, einen Gemeinschaftsaspekt. So erneuert Israel seinen ungekündigten Bund mit Gott an jedem Jom Kippur zu einem neuen und ewigen Bund. Christen wissen viel zu wenig von der spirituellen Seite des Judentums, bestenfalls erbauen sie sich an den chassidischen Erzählungen von Martin Buber. Wer sich mit dem Judentum beschäftigen will, muss mehr wissen als das, was er dem so genannten Alten Testament - das die Juden die ebrische Bibel nennen - entnehmen kann.

Als Christ wird man bei einer tieferen Beschäftigung mit dem Judentum auf zahlreiche Probleme verwiesen. Das Wesentliche besteht in der Gegenüberstellung von Verheißung und Erfüllung, da das Judentum eine innerliche Erfüllung nicht kennt und auf das sichtbare Reich Gottes wartet.

Das Problem der Erfüllung hat natürlich mit der Christologie zu tun, die Judentum und Christen-

tum scheidet, wobei die Menschwerdung Gottes in Jesus von Nazareth ebenso eine Rolle spielt wie die Trinität, gleichgültig, wie diese biblisch gerechtfertigt werden kann, wobei die Menschwerdung 451 im Konzil von Chalkedon formuliert worden ist. In diesen Zusammenhang gehört das Problem der Erlösung, mit dem Christen ja auch ihre Schwierigkeiten haben. Ebenso spielt die Person des Messias im Judentum - aus welchen Gründen auch immer - eine weit geringere Rolle als im Christentum, denn Juden meinen, Gott würde selbst sein Reich schaffen, wenn es Ihm gefällt.

So stehen sich hier zwei sehr verschiedene, aus der gleichen Wurzel stammende Religionen gegenüber. Viele haben inzwischen gelernt, dass sie auf einem gemeinsamen Fundament stehen. Aber dennoch ist das Trennende so gewichtig, dass nicht wenige Christen, gerade wegen der vielen Gemeinsamkeiten, unruhig werden und diese daher zu verdrängen suchen. Das könnte zu einem Antijudaismus führen, der durch die Hintertür wieder erscheint, weil Christen ihre Ursprünge und ihr Gemeinsames mit den Juden schwer ertragen. Dazu kommt, dass gerade die jüngere Generation nicht mehr von einer »Kirche nach Auschwitz« reden will, weil für sie dieser Begriff kaum noch etwas bedeutet, und die Älteren verdrängen, dass Auschwitz überhaupt erst möglich wurde auf dem Hintergrund einer fast zweitausendjährigen Judenfeindschaft.

Nicht die christlich-jüdische Beziehung heute ist in die Krise geraten, sondern eher die christliche Theologie. Neben einer seriösen Exegese steht eine damit teilweise unverbundene Dogmatik. Wir leben in einem Zeitalter der Säkularisation einerseits und einer Falle der Sektiererei. Für Juden ist es leichter, sich mit der Geschichte und der Erinnerung auseinander zu setzen. Christen haben hier offenbar Probleme, die auch ihr Verhältnis zu den Juden berühren. Als Stichworte nennen wir hier »Gesetz und Evangelium«.



Nicht die christlich-jüdische Beziehung heute ist in die Krise geraten, sondern eher die christliche Theologie.

Israel aber kann dieses Ziel nur dadurch erreichen, dass es von seinen eigenen Quellen her in dem Menschen Jesus von Nazareth den biblisch prophezeiten Gottesknecht, den Heilskönig und den Menschensohn erkennt. Diesem Entdecken dient unser Christuszeugnis, das wir unseren

jüdischen Brüdern weder aufdrängen noch verschweigen dürfen.

Es ist nicht meine Aufgabe - obwohl sie mich ungemein reizen würde - ein Christentum zu entwickeln, das einerseits dem Judentum gerecht wird und andererseits christliche Identifikation bewahrt. Es kommt mir auch nicht zu, hier eine neue Christologie zu entwickeln. Ich kann mich daher nur auf einen christlichen Theologen beziehen, der in einem Aufsatz »Kirche nach Auschwitz« (Johann Baptist Metz in FS Ehrlich 1991) das Folgende schreibt: »Die Geschichte ist ganz zur Literatur geworden, in der man sich à la carte zusammenstellt, was einem schmeckt. ... doch auch für den Glauben der Christen gilt schließlich, dass er nicht nur ein Gedächtnis hat, sondern Erinnerung ist. Erinnerung des Leidens, des Todes und der Auferweckung Jesu Christi. Wir Christen haben diese Gedächtnisverfassung unseres Glaubens zwar kultisch bewahrt (tut dies zu meinem Gedächtnis), aber haben wir sie auch hinreichend öffentlich kultiviert? Haben wir sie geistig-kulturell ausgebildet und verteidigt?«

„ **Die gelegentlich derzeit aufgetretene Krise entspringt auch einer Erinnerungs- und Denkfaulheit, einer mangelnden Tiefe in das Eindringen der eigenen Religion, was für Juden und Christen in gleicher Weise gilt. So bleibt uns heute als Aufgabe, uns mehr als früher nicht nur konkretes Wissen anzueignen, sondern das geistig Erworbene auch spirituell umzusetzen.**

Ich könnte mir vorstellen, dass mit diesem Gedanken Juden und Christen miteinander sowie nebeneinander leben könnten, wenn die Erinnerung nicht nur kultisch ist, sondern in der Existenz zum Ausdruck kommt. Die gelegentlich derzeit aufgetretene Krise entspringt auch einer Erinnerungs- und Denkfaulheit, einer mangelnden Tiefe in das Eindringen der eigenen Religion, was für Juden und Christen in gleicher Weise gilt.

So bleibt uns heute als Aufgabe, uns mehr als früher nicht nur konkretes Wissen anzueignen, sondern das geistig Erworbene auch spirituell umzusetzen. Wenn heute gelegentlich von Ermüdungserscheinungen gesprochen werden kann, so deshalb, weil man achtlos aneinander vorbeigeht, das Eigene nur noch oberflächlich kennt und das Andere entweder ablehnt oder als überholt ignoriert. Sicher gibt es in der Bundesrepublik wenig jüdische Partner, mit denen ein Dialog möglich ist. Das ehemals deutsche Judentum ist weitgehend vernichtet worden. Dennoch haben Christen gemerkt, dass es sich in Wirklichkeit um sie selber handelt, wenn sie mit dem Judentum zu tun bekommen und eines Tages werden auch Juden erkennen, dass im Christentum ein Stück jüdischer Geschichte enthalten ist, ein Zeugnis ihres eigenen Glaubens.

Wenn wir auf beiden Seiten so weit gelangen, wird von Ermüdungserscheinungen oder Krise nicht mehr die Rede sein. Wir haben bereits miteinander einen langen Weg von fünf Jahrzehnten zurückgelegt. Hoffen wir, dass wir in den kommenden fünf Jahrzehnten die Früchte ernten, deren Samen wir jetzt gesät haben.

Was bleibt von einem langen Leben? Was bleibt von einem langen Pontifikat?

Gut, dass wir es nicht wissen. Eines aber lässt sich mit Gewissheit sagen: Die Israeltheologie Johannes Paul II. wird für immer in die Erinnerung und den Glauben der katholischen Kirche eingeschrieben sein. Eine Rückkehr auf den falschen Weg der Vergangenheit ist nach diesem Pontifikat nicht mehr möglich, da er aufbauend auf den Weisungen des Konzils den Weg zu Israel gewiesen hat und selbst gegangen ist. Auch wenn hier noch viel zu tun bleibt, so hat er damit eine große Arbeit getan und mitgewirkt am Werden der Verheißung nach Ps 133,1: Siehe, wie fern und lieblich ist's, dass Brüder so einträchtig beieinander wohnen!



Ermüdungserscheinungen oder Krise in der christlich-jüdischen Zusammenarbeit – eine Problemanzeige aus christlicher Sicht

Von Pastor Friedhelm Pieper

»Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand«, Tagung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und der Konrad-Adenauer-Stiftung im Bildungszentrum Eichholz, Wesseling, 20. – 22. 10. 2003. Der Autor ist Generalsekretär des Internationalen Rates der Christen und Juden, Heppenheim.

1. Zuvor

Wer unterwegs ist, unterbricht von Zeit zu Zeit seine Reise. Er schaut prüfend auf die Landkarte, um möglichst präzise zu bestimmen, an welcher Stelle er sich befindet, und um Klarheit zu gewinnen für den Fortgang der Fahrt. Wer dann seinen momentanen Ort so genau wie möglich bestimmen will, darf sich von keiner Täuschung leiten lassen.

Ich verstehe die mir mit dem Titel dieses Vortrags gestellte Aufgabe so, dass ich zu einer solchen Prüfung beitragen soll. Wo stehen wir? Wie kann es weitergehen?

Eine Sichtung ohne Täuschung. Es geht darum, »tacheles« zu reden über den Stand der Dinge im christlich-jüdischen Dialog und in unserer Zusammenarbeit zwischen Juden und Christen. Es gilt, nichts zu beschönigen und nichts zu verdrängen.

Es geht darum, ohne Illusionen eine Problemlage zu sichten und das Ergebnis der Sichtung uns gemeinsam zuzumuten. Dies allerdings in bester jüdischer und christlicher Tradition und also nicht ohne Verheißung: In den weiteren Beiträgen nach dieser und anderen Problemanzeigen werden auch die Zukunftsperspektiven für die christlich-jüdischen Beziehungen entfaltet.

Zunächst aber nun hier der Versuch, mit einer Problemanzeige zur Klärung des gegenwärtigen Standes des jüdisch-christlichen Verhältnisses beizutragen.

Sollte nun in dem Folgenden tatsächlich ein bisschen viel von Problemen und Krisen die Rede sein, bitte ich bereits im Vorherein um Nachsehen. Die mir gestellte Aufgabe lässt ein Auswei-

chen vor der kritischen Sichtung nicht zu. Sie soll - wie gesagt - nun wie auf einer Reise der realistischen Ermittlung des erreichten Ortes dienen.

2. Martin Buber

Ich arbeite seit einigen Jahren in der Buber-Stadt Heppenheim an der Bergstraße. Dort im ehemaligen Haus des großen Religionsphilosophen Martin Buber ist das Generalsekretariat des Internationalen Rates der Christen und Juden (ICCJ) untergebracht, dem weltweiten Netzwerk von inzwischen 38 Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit in 32 Ländern. Vor dem Hintergrund meiner Arbeit im Martin-Buber-Haus ist es nahe liegend, meine Überlegungen zu dem mir gestellten Thema mit Martin Buber zu beginnen.

Vor 70 Jahren fuhr Martin Buber von Heppenheim aus nach Stuttgart, um dort im Jüdischen Lehrhaus ein Gespräch mit dem Bonner Theologen Karl Ludwig Schmidt zu führen. In diesem Gespräch vertrat der evangelische Theologe und Neutestamentler Schmidt die These, dass »wenn die Kirche christlicher wäre, als sie es ist, so würde die Auseinandersetzung mit dem Judentum schärfer sein, als das jetzt sein kann und darf.«¹

In klassischer Tradition des christlichen Absolutheitsanspruchs gibt es hier also keine Perspektive für eine echte christlich-jüdische Verständigung oder gar für eine Erneuerung der christlich-jüdischen Beziehungen. Es bleibt allein übrig: die *Auseinander-Setzung*.

Bevor ich über die Wiederkehr solcher einengender Perspektiven in der Gegenwart zu sprechen komme, will ich aber die Entgegnung Bubers zu dieser Position Schmidts nicht verschweigen: Wenn Juden und Christen offen und ungeschützt miteinander redeten, wenn sie, jeweils in ihren besten Traditionen verankert, einander wirklich begegneten, dann gäbe es, so Buber, sicher keine Aufhebung der grundlegenden »Scheidung« zwischen beiden, aber dennoch gäbe es »keine schärfere Auseinandersetzung zwischen uns und der Kirche, vielmehr etwas ganz anderes, das heute noch unaussprechbar ist.«²

3. Ausgangsoffener Dialog und die Vision einer neuen Sprache

Beides also scheint möglich zu sein: dass es im Dialog und auch durch den Dialog selbst *nicht* zu einer besseren Verständigung kommt, sondern - wie hier z.B. auf christlicher Seite - zu einem Rückfall in eine Haltung, die den anderen Glauben letztlich nicht stehen lassen kann, die auf Überbietung, ja auf Überwindung des anderen Glaubens zielt.

„ Der Dialog hat es offenbar nicht einfach. Er wird auf der einen Seite bedrängt von einer latent vorhandenen Versuchung, in alte Denkweisen und Absolutheitsansprüche zurückzufallen, und er sucht auf der anderen Seite noch nach einer neuen Sprache, um die sich verändernden Beziehungen zwischen Juden und Christen angemessen zum Ausdruck bringen zu können.

Aber auch ein anderer Ausgang im Dialog scheint möglich: ich möchte es Martin Bubers Vision von einer neuen Sprache nennen. Eine Vision von einer neuen Sprache, »etwas ganz anderes, das heute noch unaussprechbar ist«.

Der Dialog hat es offenbar nicht einfach. Er wird auf der einen Seite bedrängt von einer latent vorhandenen Versuchung, in alte Denkweisen und Absolutheitsansprüche zurückzufallen, und er sucht auf der anderen Seite noch nach einer neuen Sprache, um die sich verändernden Beziehungen zwischen Juden und Christen angemessen zum Ausdruck bringen zu können. Um die wachsende Erneuerung des christlich-jüdischen Verhältnisses in eine Sprache zu bringen, in der sich beide Seiten auch wirklich wiederfinden. Das heißt, um das Neue in den Beziehungen zwischen Christentum und Judentum so zu beschreiben, dass es sich vor beiden Glaubenstraditionen auch verantworten kann.

Eine derartige, neue Sprache kommt nicht von selbst. Sie benötigt Arbeit und Anstrengung, sie kann nur in gemeinsamer Arbeit entstehen, im Gespräch miteinander, in der offenen Diskussion, in der notwendigen Kritik und - ja - auch im Streit.

Ohne Krisen kann das gar nicht gehen. Der christlich-jüdische Dialog, ja interreligiöser Dialog überhaupt, hat immer auch mit Krisen zu tun. Anders ist er nicht zu haben. Der Ausgang dieser Krisen ist grundsätzlich offen, aber die Möglich-

keit, einen positiven, einen produktiven Ausgang für beide Partner zu finden, erscheint immerhin möglich.

4. Revision der theologischen Topoi

Das kritische Moment im Dialog mit dem Judentum hat für die christliche Seite m.E. zutreffend der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Präses Manfred Kock (*bis 6.11.2003; Red.*), in seinem Grußwort beschrieben, das er im Juni 2001 bei dem Empfang zu dem 40-jährigen Jubiläum der Arbeitsgruppe Christen und Juden beim Deutschen Evangelischen Kirchentag in Frankfurt am Main hielt.

Kock machte dort deutlich, dass es in der Konsequenz des innerchristlichen Lernprozesses im Gefolge des christlich-jüdischen Dialogs zu einer Revision aller zentralen Themen der christlichen Theologie kommen muss:

»Allem anderen voran«, so Kock, »müssen wir um die Konsequenzen für die Christologie ringen. Darin müssen sich alle bisher gefundenen Neuerungen bewähren. Gelingt es, wie von einigen katholischen wie evangelischen Systematikern bereits ansatzweise versucht, eine nicht-antijudaistische und nicht-ajüdische Christologie zu formulieren, würde sie der Ausgangspunkt einer Revision aller theologischen Topoi. Um nichts weniger wird es in Zukunft gehen.«³

Eine Revision aller zentralen theologischen Themen! Eine derartig umfassende Arbeit kann schlechterdings nicht in einigen Jahren oder Jahrzehnten gelingen. 2000 Jahre »Vergegnung« zwischen Christen und Juden sind nicht in einer kurzen Zeitspanne aufzuarbeiten. Diese Arbeit benötigt einen langen Atem.

Ich denke, der Kock weist hier in unmissverständlicher Klarheit darauf hin, dass die christliche Theologie in all ihren Themen mit ihrer jüdischen Herkunft verknüpft ist. Daher kann christliche Theologie auch nicht anders, als sich immer wieder direkt oder indirekt auf diese Herkunft beziehen. Sie kann dies sachgemäß oder unsachgemäß tun, aber sie kann nicht davon absehen.

Solche Bezugnahme der christlichen Theologie auf die jüdische Tradition wird natürlich gerade in den christlich-jüdischen Begegnungen bewusst und damit eben auch der Kritik zugänglich gemacht. Es kann im jüdisch-christlichen Dialog ja nicht ausbleiben, dass mögliche Fehlurteile und

Verzerrungen des Judentums offenbar gemacht werden. Einen christlich-jüdischen Dialog ohne Kritik kann es daher nicht geben.

5. Innerjüdische Diskussion und notwendige Krisen

Und wie sieht dies auf der Seite der jüdischen Partner im Dialog aus? Auch in der innerjüdischen Diskussion ist die Frage aufgebrochen, welche Sicht des Christentums denn eine angemessene sei. Welche Möglichkeiten bieten die jüdische Tradition und ihre Sprache, um das Christentum und den christlichen Glauben zu würdigen? Können solche Fragen überhaupt schon gestellt werden, ja können solche Fragen überhaupt gestellt werden, auch darüber wird innerjüdisch intensiv diskutiert - also gestritten.

Auf die Stellungnahme »Dabru Emet - Eine jüdische Erklärung zu Christen und Christentum« ist hier zu verweisen und ebenso auf das dieser Erklärung folgende Buch derselben Autoren: »Christianity in Jewish Terms«, also: »Christentum in jüdischen Begriffen« - oder »Christentum im jüdischen Verständnis.«⁴

Auf diese und andere Entwicklungen in der innerjüdischen Diskussion werde ich weiter unten noch eingehen. Ich will aber zunächst festhalten: Ohne kritische Sichtung unserer tradierten Sprache ist der jüdisch-christliche Dialog nicht zu haben. Solche Sichtung wird heute sowohl auf christlicher als auch auf jüdischer Seite betrieben - auch wenn beide Seiten von ganz unterschiedlichen geschichtlichen Voraussetzungen zu einer Revision ihrer bisherigen Vorstellungen vom jeweils anderen gelangt sind. Auf beiden Seiten ist diese Sichtung auch begleitet von kritischen Reaktionen in der jeweils eigenen Gemeinschaft. Ohne Krise geht es nicht! Einen christlich-jüdischen Dialog ohne Krisen wird es auf absehbare Zeit nicht geben.

6. Der Dialog in der Kritik

In den letzten Jahren ist nun auch der Dialog selbst in die Kritik geraten. Ich möchte diese Entwicklung nun anhand aktueller Diskussionen aus dem katholischen, dem protestantischen und dem jüdischen Bereich veranschaulichen.

6.1. Katholisch-jüdisches Verhältnis

Hans Hermann Henrix, einer der führenden katholischen Vertreter im Dialog, kam in einer 2002 veröffentlichten Analyse des christlich-jüdischen Verhältnisses zu folgendem Urteil: »Das christlich-jüdische Verhältnis bleibt seit der großen Öffnung durch das Zweite Vatikanische Konzil von Krisen und Kontroversen umstellt. Manchmal scheinen alle Fortschritte wie widerrufen, und doch reißt das Gespräch nicht einfach ab. Es ist krisenerprobt und bleibt zugleich störanfällig.«⁵ »Krisenerprobt« und doch »störanfällig«, das bezog Hans Hermann Henrix unter anderem auf die Irritationen, die durch das vatikanische Dokument »Dominus Iesus« ausgelöst wurden. Zwar macht das vatikanische Dokument keine expliziten Aussagen über das Judentum, stellt aber doch die Nichtchristen als in einer grundsätzlich defizitären Situation befindlich dar.

Indem es die Einzigartigkeit und Heilsuniversalität Jesu Christi und der katholischen Kirche in den Mittelpunkt stellt, konnte es nicht ausbleiben, dass die Frage aufgeworfen wurde, ob der Vatikan die Legitimität *aller* nicht-katholischen Glaubensbekenntnisse in Frage stellen wolle und also hinter die Entscheidungen des Zweiten Vatikanischen Konzils zurückzufallen beabsichtige. In dieser Krise war es sehr hilfreich, dass der Präsident der vatikanischen Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum, Kardinal Walter Kasper, klarstellen konnte, dass das Zweite Vatikanische Konzil nach wie vor die Grundlage katholischer Lehre bilde. Im Verhältnis zum Judentum, so Kasper, würde die katholische Kirche an der Erkenntnis festhalten, dass der Bund zwischen Gott und dem jüdischen Volk ein ungekündigter und unwiderrufener mithin nach wie vor gültiger Bund sei.

Henrix urteilt, dass es Kardinal Kaspers überzeugendem Engagement und seinen Klarstellungen zu verdanken ist, dass das Dokument »Dominus Iesus« das katholisch-jüdische Verhältnis nicht weiter belastete. Freilich bleiben ungelöste Fragen zurück, ob nicht zum Beispiel doch von diesem Text her ein möglicher neuer bzw. alter Absolutismus sich nähren könnte. Und dies insbesondere nun, da die für das katholisch-jüdische Verhältnis wesentlichen Impulse von Papst Johannes Paul II. gesundheitsbedingt weiter schwinden könnten. Die Zukunft wird zeigen, ob das katholisch-jüdische Verhältnis weitere Störungen erleben wird, oder ob es sich - krisenerprobt - auf eine stabilere Ebene hin entwickelt.

6.2. Irritationen im protestantischen Bereich

In diesem Jahr hat Bernd Schaller, evangelisches Mitglied im Präsidium des DKR, den christlich-jüdischen Dialog einer kritischen Sichtung unterzogen.⁶ Er hat dabei auf das Problem hingewiesen, dass kirchliche Erklärungen, die direkt zum Verhältnis von Christentum und Judentum Stellung nehmen, häufig unbeachtet bleiben, wenn in den Kirchen und in den theologischen Fakultäten andere Themen der christlichen Lehre behandelt werden. Wenn es etwa um die Lehre von Jesus Christus geht oder um die Lehre von der Kirche oder die Lehre von den nichtchristlichen Religionen kommen immer wieder Argumentationsmodelle zum Vorschein, die in unkritischer traditioneller Haltung einer Überlegenheit des christlichen Glaubens und der kirchlichen Lehre das Wort reden.

Eine authentische christliche Theologie, die - wie von Manfred Kock (*dem früheren Ratsvorsitzenden der EKD; Red.*) gefordert - ihre Lehre ohne jegliche Abwertung des Judentums zu vermitteln versteht, ist offenbar immer noch eine Zukunftsaufgabe.

„ Es ist dringend an der Zeit, dass die Mitglieder der Kammer für Theologie der EKD in eine Diskussion mit den Vertretern des Dialogs in Deutschland darüber eintreten, wie die theologischen Leitlinien unter Aufnahme des bisherigen Lernprozesses im christlich-jüdischen und im christlich-islamischen Dialog weiterentwickelt werden können.

In diesem Sommer hat der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland eine Studie veröffentlicht, in der die theologische Kammer der EKD - also das gewichtigste theologische Gremium der protestantischen Kirche in Deutschland - Stellung nimmt zum Verhältnis des christlichen Glaubens zu nichtchristlichen Religionen.⁷ Der Text ist erneut ein Beispiel dafür, dass nach wie vor die Erkenntnisse aus dem Dialog und seiner neuen Wahrnehmung des Judentums höchst unzureichend mit den Entwicklungen der theologischen Forschung und Lehre verknüpft sind. Dabei enthält der Text durchaus einige für den interreligiösen Dialog sehr hilfreiche Passagen, indem er etwa urteilt, dass »Wahrheit« nicht einfach im Besitz einer religiösen Gemeinschaft, auch nicht der christlichen, sein kann. So wird dann auch in diesen theologischen Leitlinien überzeugend jeder religiöse Absolutheitsanspruch abgelehnt. Aber dort, wo der Text sich dann direkt zum Judentum

äußert, werden die Einsichten des bisherigen kirchlichen Lernprozesses in der christlich-jüdischen Begegnung in keiner Zeile erwähnt. Diese EKD Stellungnahme, die eigentlich den Dialog mit den nichtchristlichen Religionen fördern will, tritt selbst nicht in den Dialog mit der bisherigen interreligiösen Verständigungsarbeit im Raum der evangelischen Kirchen.

Zwar werden die bisherigen EKD-Studien zum christlich-jüdischen Verhältnis erwähnt, aber der dort dokumentierte innerevangelische Konsens in Bezug auf diverse Themen des christlich-jüdischen Dialogs wird überhaupt nicht aufgegriffen und fruchtbar gemacht. So fällt diese aktuelle Studie hinter die bisherigen EKD-Texte zum protestantisch-jüdischen Verhältnis zurück und löst dadurch Irritationen in der Dialogarbeit mit dem Judentum aus. Auf Grund der in dem Text überhaupt auf Abgrenzung zielenden Grundtendenzen sind solche Irritationen auch in anderen Dialogbereichen zu spüren, etwa bei den im christlich-islamischen Gespräch engagierten Gruppen und Personen.

Es ist dringend an der Zeit, dass die Mitglieder der Kammer für Theologie der EKD in eine Diskussion mit den Vertretern des Dialogs in Deutschland darüber eintreten, wie die theologischen Leitlinien unter Aufnahme des bisherigen Lernprozesses im christlich-jüdischen und im christlich-islamischen Dialog weiterentwickelt werden können.

6.3. Den Dialog mit anderen Diskussionen verknüpfen

Diese kurze Übersicht zeigt m.E. wie sehr in Zukunft auch gerade daran gearbeitet werden muss, dass die Themen des Dialogs viel stärker mit den unterschiedlichen kirchlichen Beratungen und Diskussionen sowie mit der theologischen Forschung und Lehre verknüpft werden.

So hat auf internationaler Ebene der Internationale Rat der Christen und Juden in Kooperation mit dem Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) ein Projekt vorgeschlagen, um solche Verknüpfungsprozesse zu fördern. Die derzeitige Projektplanung sieht vor, zentrale Dokumente des Dialogs zu analysieren und systematisch den erreichten Konsens des Lernprozesses in der neuen Wahrnehmung zwischen Christen und Juden festzuhalten. Dieses Ergebnis soll dann u.a. in die Diskussion über das Kirchenverständnis eingebracht werden, die in der ÖRK-Abteilung »Glaube

und Kirchenverfassung« wohl noch für einige Zeit auf der Tagesordnung steht.

Es ist zu hoffen, dass auf diese Weise dazu beigetragen werden kann, dass die Verständigungsbemühungen zwischen den Kirchen über ekklesiologische Themen sich nicht zu Lasten des Verhältnisses zum Judentum entwickeln, sondern mit den Bemühungen um eine Verbesserung der Beziehungen zur jüdischen Gemeinschaft verbunden werden können.

6.4. Innerjüdische Diskussion - Dabru Emet

Einen innerjüdischen Versuch, den Lernprozess der Kirchen im Dialog für die Weiterentwicklung eigener Vorstellungen fruchtbar zu machen, stellt das jüdische Dokument »Dabru Emet« aus dem Jahr 2000 dar.⁸ Das Dokument will ausdrücklich auf die innerchristlichen Veränderungen mit Blick auf die Wahrnehmung des Judentums reagieren und bietet in acht Absätzen Beiträge für die Entwicklung eines neuen jüdischen Verständnisses des Christentums an.

Dabei betont die Stellungnahme die Juden und Christen gemeinsamen biblischen Traditionen, insbesondere den Glauben an den einen Gott. Es zeigt die Bedeutung der Gottesebenbildlichkeit für Anthropologie und Ethik auf und unterstreicht das Eintreten für Frieden und Gerechtigkeit als zentrales Handlungsziel der christlich-jüdischen Zusammenarbeit.

Der ehemalige Präsident des Internationalen Rates der Christen und Juden, der in Jerusalem lehrende jüdische Theologe David Rosen, einer der wenigen orthodoxen Rabbiner, die das Dokument unterzeichneten, hat auf dem ökumenischen Kirchentag in Berlin »Dabru Emet« als einen ersten Schritt in die richtige Richtung bezeichnet. Er forderte die Entwicklung einer Theologie der Partnerschaft. Nur die Anerkennung komplementärer Identitäten könne ein Schritt zur »Verherrlichung Gottes auf Erden« sein, so Rosen.

Auch der orthodoxe jüdische Theologe David Berger, New York, bestätigte 2002 in einem Treffen von Vertretern christlich-jüdischer Forschungseinrichtungen in den USA, dass »Dabru Emet« in der jüdischen Orthodoxie diskutiert würde.⁹ Allerdings sei die Diskussion kontrovers und zum großen Teil von der Ablehnung der in »Dabru Emet« bezogenen Positionen bestimmt. Insbesondere gäbe es keinen Konsens bezüglich der These, dass Juden und Christen den gleichen

Gott anbeten würden. Nach traditioneller jüdisch-orthodoxer Position werden Christen insbesondere mit Blick auf die Anbetung Jesu Christi als Teil der Gottheit als »Sternenanbeter« oder »Götzendienen« wahrgenommen. Und nun könne man nicht mit Dabru Emet auf einmal die bisherige jüdische kritische Wahrnehmung der christlichen Gotteslehre einfach für obsolet erklären. Es könne nicht angehen, dass Christen und Juden, nur um eine ökumenische Atmosphäre zu fördern, von zentralen Einsichten ihrer jeweiligen Traditionen einfach abrückten.

Das Faszinierende an Bergers Einlassungen ist nun aber nicht dieser traditionelle orthodoxe Einspruch gegen neuere Wahrnehmungen des Christentums auf jüdischer Seite. Es ist vielmehr sein Versuch, sich unter Verantwortung vor der jüdischen Tradition an Auslegungen dieser Tradition heranzutasten, die auch für orthodoxe Vertreter eine Diskussion über eine neue Wahrnehmung des Christentums ermöglichen könnte. Berger zieht diese Linie bis zu einer partiellen Anerkennung der Dabru Emet These von dem Glauben »an denselben Gott« aus.

Natürlich sind damit die theologischen Kontroversen nicht gelöst. Im Bereich der jüdischen Orthodoxie (wie auch bei traditionellen christlichen Gruppen) überwiegt nach wie vor die Skepsis oder die Ablehnung gegen den Dialog. Ich finde es dennoch bewegend und hoffnungsvoll, wie hier bei David Berger nicht in Aufkündigung der Tradition, sondern in konstruktiver Aufnahme traditioneller jüdischer Theologie, Versuche der Annäherung gemacht werden.

7. Interreligiöser Dialog - »Der christlich-jüdische Dialog ist keine Insel«

Eine weitere Entwicklung, die den christlich-jüdischen Dialog herausfordert und zuweilen auch irritiert, ist der Boom der bereits unzähligen interreligiösen Initiativen und Organisationen. Es gibt ja inzwischen einen regelrechten interreligiösen Markt mit Angeboten, die schon auch mal in Konkurrenz zueinander geraten können.

In der jüdisch-christlichen Zusammenarbeit wurde die Besonderheit und Unvergleichbarkeit des Verhältnisses zwischen Christentum und Judentum immer sehr deutlich betont. Davon ist nicht abzusehen, wenn man zugleich die Augen nicht vor der Notwendigkeit auch anderer Dialoge verschließen kann und ebenso nicht vor der Notwendigkeit, den christlich-jüdischen Dialog auch mit anderen Gesprächen zu verknüpfen.

Lassen Sie mich ein berühmtes Wort von Abraham Heschel aufnehmen und verändern, wenn ich sage: »Der christlich-jüdische Dialog ist keine Insel!«. Mit den Worten »Keine Religion ist eine Insel« hat Heschel damals sein Engagement im interreligiösen Dialog begründet. Heute stehen wir im Dialog vor der Notwendigkeit, zunächst einmal uns unseres nächsten Nachbarn gemeinsam besser bewusst zu werden, also der islamischen Gemeinschaft. In der Mitgliedschaft des Internationalen Rates der Christen und Juden (ICCJ) mehrten sich die Aktivitäten von Christlich-Jüdischen Gesellschaften, die Dialogprogramme mit islamischen Partnern zu beginnen. Der ICCJ hat in einer Diskussion über seine Weiterentwicklung, die ich vor einigen Jahren mit angestoßen hatte, sich dahingehend entschieden, dass er als seine Hauptaufgabe nach wie vor die Weiterarbeit an dem bilateralen Dialog zwischen Juden und Christen ansieht. Daneben hat er aber auf internationaler Ebene ein »Abrahamic Forum Council« geschaffen, in dem er sich den trilateralen Verständigungsbemühungen zwischen den so genannten abrahamischen Religionen Judentum, Christentum und Islam widmet. Ich halte dies für eine ganz wesentliche Weiterentwicklung!

Bei einem Gespräch mit Rabbiner David Rosen, zu dem das American Jewish Committee am Rande des ökumenischen Kirchentages 2003 in Berlin eingeladen hatte, wurde von einem Teilnehmer behauptet, der abrahamische Dialog würde die bilateralen Gespräche im christlich-jüdischen und im christlich-islamischen Bereich empfindlich stören und schwächen. Dies sehe ich nicht, im Gegenteil! Zwar muss man die unterschiedlichen Ausrichtungen und Schwerpunkte der jeweiligen Dialoge klar unterscheiden. Ich bin aber überzeugt davon, dass wir heute in einer Zeit, in der der Islam vehement zum Thema geworden ist oder sich auch vehement zum Thema gemacht hat, zum Teil in verheerenden Verirrungen und abscheulichen Gewaltakten, vor die dringende Aufgabe gestellt sind, miteinander als Juden und Christen den Kontakt zu Muslimen zu suchen und zu intensivieren.

Es geht dabei nicht darum, naiv die Probleme in den islamistischen Bewegungen, die barbarischen Terrorakte und den wütenden Antisemitismus zu verdrängen. Wobei ich mir, wenn ich von islamistisch begründeter Gewalt rede, der gewalttätigen Geschichte der Kirche sehr wohl bewusst bin. Bei aller notwendigen Kritik an der Gewaltbereitschaft islamistischer Bewegungen darf nicht zugelassen werden, dass der Islam mit seinen großen und ehrwürdigen Traditionen einfach mit den

islamistischen Gruppierungen gleichgesetzt wird. Es sollte sich dabei von selbst verstehen, dass in der christlich-jüdischen Zusammenarbeit auch das Bewusstsein von der Notwendigkeit der Überwindung jeglicher Islamophobie erhalten, gestärkt und gefördert wird.

Auf jeden Fall bin ich davon überzeugt, dass die Ermöglichung eines friedlichen Zusammenlebens in unserem Land und weltweit derzeit in erheblichem Maße davon abhängt, ob es uns gelingen wird, mit Muslimen zu einer besseren Verständigung über unsere gegenseitigen Beziehungen zu kommen wie auch zu Übereinstimmungen in Bezug auf Grundwerte und Grundbedingungen, die ein ziviles Leben in unserer multireligiösen Welt ermöglichen.

8. Antisemitismus

Ein weiteres Problemfeld für die christlich-jüdische Zusammenarbeit und den gegenseitigen Dialog kann in einer kritischen Sichtung des Standes der Beziehungen nicht unerwähnt bleiben. Der nach wir vor wachsende Antisemitismus! Es ist noch nicht lange her, dass wir hier in Deutschland in Wahlkämpfen auch etablierter Parteien damit konfrontiert wurden, wie mit der Instrumentalisierung antisemitischer Klischees offenbar auf ein latentes Wählerpotenzial spekuliert wurde. Zuletzt aber hat die erfolgreiche Aktion deutscher Sicherheitskräfte in der Verhinderung eines geplanten verheerenden Anschlags auf die jüdische Gemeinde in München die Spitze des Eisbergs antisemitischer Gewalt offenbart.

Eine wesentlicher Auftrag der christlich-jüdischen Zusammenarbeit hat sich nicht nur nicht erledigt, sondern an Dringlichkeit nur noch verstärkt: Der Kampf um die Überwindung und gegen die Verbreitung des Antisemitismus. Wir müssen uns der katastrophalen Tatsache stellen, dass antisemitisches Denken und Handeln in unserer Gesellschaft nicht zurückgeht, sondern anscheinend weitere Anhänger findet. Das geplante Attentat von München muss ein Alarmsignal an alle gesellschaftlichen Kräfte in Deutschland sein! Die Notwendigkeit, weitere Anstrengungen im Kampf gegen die antisemitische Vergiftung in unserem Land und darüber hinaus zu unternehmen, gehört auf die Tagesordnung der Politik, der Kirchen und aller gesellschaftlichen Institutionen und Organisationen.

9. Nahostkonflikt

Dazu gehört auch die Wahrnehmung, dass kritische Stellungnahmen zum Nahostkonflikt immer wieder umschlagen in einseitige Erklärungen. Das Grundmuster von dem allein verantwortlichen Täter Israel und dem nur leidenden Opfer in Gestalt des palästinensischen Volkes wird gern und häufig bedient. Es gibt auch die Gegenposition, die die ganze Verantwortung an diesem für beide Völker so tragischen und unerträglich schrecklichen Konflikt allein den Palästinensern aufbürden will. Dies ist ebenfalls weder überzeugend noch hilfreich. Der Internationale Rat der Christen und Juden hat immer wieder versucht, deutlich zu machen, dass wir aus den gegenseitigen Schuldzuschreibungen herausfinden müssen. Die damit zusammenhängende notwendige Differenzierung und Aufklärung über den Nahen Osten und die dort handelnden Akteure ist ein wesentlicher Beitrag, den die christlich-jüdische Zusammenarbeit heute in den Diskussion um den Nahostkonflikt zu leisten hat.



Die Notwendigkeit, weitere Anstrengungen im Kampf gegen die antisemitische Vergiftung in unserem Land und darüber hinaus zu unternehmen, gehört auf die Tagesordnung der Politik, der Kirchen und aller gesellschaftlichen Institutionen und Organisationen.

Ich bin überzeugt, dass der christlich-jüdische Dialog auf diesem Gebiet in den vergangenen Jahrzehnten bereits viel geleistet hat. Ohne diesen Dialog hätten wir heute eine noch in erheblich höherem Maße verzerrte Wahrnehmung des Nahostkonflikts in Deutschland, in Europa und weltweit. Wir wissen allerdings alle nur zu gut, dass das Geleistete angesichts der zunehmenden Wahrnehmungsstörungen mit Blick auf den israelisch-palästinensisch/arabischen Konflikt bei weitem nicht ausreicht. Die gemachten Fortschritte sollten uns aber motivieren, uns beharrlich weiter für den Ausgleich zwischen Israelis und Palästinensern einzusetzen, dass endlich eine Wende eingeleitet wird und beide Völker ein ziviles Leben in gegenseitigem Respekt aufbauen können.

10. Schluss

Dies war nur eine kurze Skizze von Konfliktfeldern, Störungen und Krisen im christlich-

jüdischen Verhältnis. Sie macht aber m.E. bereits deutlich, wie viel umfangreiche und dringende Arbeit auch weiterhin vonnöten ist. Es war meine Aufgabe, mich auf die aktuellen Probleme in der christlich-jüdischen Zusammenarbeit zu beziehen; für die Perspektiven in Bezug auf die konstruktiven Weiterentwicklungen in den jüdisch-christlichen Beziehungen verweise ich auf die weiteren Beiträge in diesem Heft.

Lassen Sie mich mit Blick auf die angesprochenen Probleme und die daraus resultierende unbedingte Notwendigkeit, die Bemühungen um Verbesserung und Vertiefung der christlichen-jüdischen aber auch der jüdisch-christlich-muslimischen Beziehungen weiter engagiert zu fördern und mit allen Möglichkeiten zu unterstützen, mit einem bekannten Spruch aus der jüdischen Tradition schließen. Er heißt in etwas freier Übertragung: »Es ist euch nicht verheißen, dass ihr die Arbeit vollenden werdet, aber ihr seid nicht befreit davon, sie zu beginnen.«

Anmerkungen:

¹ K.L. Schmidt: Kirche, Staat, Volk, Judentum, Zwiegespräch im Jüdischen Lehrhaus in Stuttgart am 14. Januar 1933, in: Von der Osten-Sacken, Peter (Hg.): Leben als Begegnung, Ein Jahrhundert Martin Buber (1878-1978), Berlin 1978, S.134.

² Martin Buber, ebd., S. 135

³ M. Kock, Grußwort anlässlich des Empfangs zum 40-jährigen Bestehen der Arbeitsgruppe Christen und Juden beim Deutschen Evangelischen Kirchentag Frankfurt/Main, 14. Juni 2001, abgedruckt auf den Internetseiten der EKD unter: http://www.ekd.de/vortraege/154_5314.html

⁴ T. Frymer-Kensky, D. Novak, P. Ochs, D. Sandmel, M. Signer (Hg.), Christianity in Jewish Terms, Boulder, Col., USA, 2000 - Die Erklärung »Dabru Emet« ist ebenfalls in diesem Band enthalten; sie ist auch im Internet zu finden - unter: <http://www.jcrelations.net/en/displayItem.php?id=1014>

⁵ in: Herder Korrespondenz 56, NR.7, 2002

⁶ Berndt Schaller, Auslaufmodell oder Zukunftsaufgabe? Zur Woche der Brüderlichkeit: Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand, in: Jüdische Allgemeine Wochenzeitung, 12. März 2003

⁷ Christlicher Glaube und nichtchristliche Religionen. Theologische Leitlinien. Ein Beitrag der Kammer für Theologie der Evangelischen Kirche in Deutschland, hg. Vom Kirchenamt der EKD, Hannover 2003 (EKD-Texte 77)

⁸ s. Anm. 4

⁹ D. Berger, Dabru Emet: Some Reservations about a Jewish Statement on Christians and Christianity, in: <http://www.jcrelations.net/en/displayItem.php?id=1888>



Zur Zukunft der christlich-jüdischen Zusammenarbeit aus jüdischer Sicht

Von Prof. Dr. Yizhak Ahren

»Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand«, Tagung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und der Konrad-Adenauer-Stiftung, Wesseling, 20. – 22. 10. 2003. Der Autor, Mitglied der jüdischen Synagogengemeinde Köln, gehört auch dem im Rundfunkrat des WDR an.

(...) Zunächst einmal: eine Zusammenarbeit erfolgt nicht im luftleeren Raum, sie erfolgt immer ganz konkret an einem bestimmten Ort, zu einem bestimmten Zeitpunkt. Hier sprechen wir über christlich-jüdische Zusammenarbeit in Deutschland in dieser Zeit. Die Situation in der Schweiz ist gewiss anders und in Österreich wiederum anders. Ich rede jetzt von den Verhältnissen in Deutschland: hier müssen Sie sich klar machen, dass zu den Prioritäten der jüdischen Gemeinden im Augenblick nicht ein Dialog mit dem Christentum gehört. Das liegt nicht an einer Geringschätzung oder gar Missachtung dieses Dialogs, sondern da sind ganz andere drängende Probleme, die auf der Tagesordnung stehen.

In den letzten zehn Jahren hat sich die jüdische Gemeinschaft hierzulande mehr als verdreifacht! Konkret ist es so, dass es früher ungefähr 30.000 Gemeindeglieder gegeben hat und jetzt über 100.000. Das kommt daher, dass aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion mehr als 70.000 Frauen, Männer und Kinder nach Deutschland gekommen sind. Sie wurden in die jüdischen Gemeinden aufgenommen, und an Orten, wo es keine jüdischen Gemeinden gab, haben sich neue jüdische Gemeinden konstituiert. Nehmen wir das Beispiel Köln: unsere Gemeinde hatte immer 1.200 bis 1.500 Mitglieder; plötzlich haben wir zwischen 4.000 und 5.000. Da können Sie sich vorstellen, was für Probleme zu bewältigen sind. Die Zugewanderten zu integrieren, ist eine Herkulesaufgabe, mit der die jüdischen Gemeinden überlastet und überfordert sind. Viele der neuen Mitglieder müssen für das Judentum erst noch gewonnen werden.

Diejenigen, die sich für die christlich-jüdischen Gespräche interessieren, sind naturgemäß auch in »normalen Zeiten« immer eine Minderheit. Dies ist sowohl im jüdischen Bereich als auch im christlichen Bereich so. Wenn man bedenkt, wie

viele Kirchen und wie viele Synagogen es in Deutschland gibt, dann würde ich sogar behaupten: die jüdische Seite schneidet gut ab bei einem Vergleich der Zahlen der bei christlich-jüdischen Gesprächen Mitwirkenden. Für die Zukunft der christlich-jüdischen Zusammenarbeit erscheint es mir sehr wichtig, dass die Basis erweitert wird; es müssten mehr Leute für den Dialog gewonnen werden.

Eine Asymmetrie in der Beziehung entsteht dadurch, dass Christen mehr am Judentum interessiert sind als umgekehrt Juden am Christentum. Warum verhält es sich so? Weil Christen auf die jüdische Wurzel angewiesen sind und ohne ein Verständnis des Ersten Testaments (Zenger) gar nicht auskommen. Heute stellen Christen viele Fragen: Wie sieht das Judentum nun aus? Wie verstehen Juden die Erwählung Israels? Wie interpretieren sie diesen oder jenen Bibelvers? Auf solche und andere Fragen, die ernst gemeint sind, sollten Juden, die Tora-Kenntnisse erworben haben, fundierte Antworten geben; sie können helfen, etliche Missverständnisse und Vorurteile abzubauen. Gerade in unserer Zeit der Globalisierung ist der christlich-jüdische Dialog auch für Juden von großer Bedeutung. Der verstorbene jüdische Religionshistoriker Hans-Joachim Schoeps hat davon gesprochen, dass das geschichtliche Schicksal beide Religionen in eine Front zwingt: »Denn Judentum und Christentum haben einen gemeinsamen großen Feind: die allgemeine Gottlosigkeit und Säkularisierung, die Leugnung überweltlicher Kräfte und Zusammenhänge.« Es bestehen zweifellos gemeinsame Interessen, und in dieser Lage gilt es, gemeinsame Projekte zu entwickeln.

Die gemeinsamen Projekte können nicht darin bestehen, einen gemeinsamen Glauben herzustellen. Es gibt zu große Differenzen; über einige Punkte werden wir uns nie einigen können. Aus jüdischer Sicht ist eine Verständigung über Glaubenssätze weder erforderlich noch wünschenswert. Es sind vielmehr Projekte zu entwickeln, die mit dem zu tun haben, was in jüdischen Kreisen »Tikun HaOlam« genannt wird, auf Deutsch: Verbesserung der Welt. Verbesserung der Welt meint Verbesserung der sozialen Zustände, das Verhindern von Kriegen, die Bekämpfung von Armut und Krankheit. Der Papst hat letzte Woche

bei der Feier zu seinem 25-jährigen Amtsjubiläum für ein soziales Engagement in vielen Bereichen plädiert. Er erwähnte mehrere Punkte, die ein religiöser Jude ohne weiteres unterschreiben kann. Unsere jüdische Halacha ist gewiss nicht gleich der katholischen, in vielen Punkten sind wir anderer Meinung. Aber es gibt doch Möglichkeiten, gemeinsame Projekte zu planen und zu unternehmen. Die Bibel fordert von uns Einsatz für Tikun HaOlam. Es sind ganz konkrete Projekte der Menschlichkeit, die man zusammen realisieren kann. Die Religionen müssen immer zu den Problemen Stellung nehmen, die gerade aktuell sind.

Enden möchte ich mit einem Zitat aus einer Predigt von Chief Rabbi Immanuel Jakobovits s.A.¹, die kürzlich in einer Gedenkschrift für diesen angesehenen Tora-Lehrer neu gedruckt worden ist:

»Das Judentum akzeptiert religiöse Mannigfaltigkeit und kulturellen Pluralismus nicht bloß als gegebene Tatsachen oder als derzeit herrschende Verhältnisse, die wir eben ertragen müssen; es erkennt sie vielmehr als einen Zustand, der erwünscht ist, um die menschliche Erfahrung zu bereichern. Wir glauben, dass Mannigfaltigkeit - in Weltanschauungen, Rassen, Nationalitäten, politischen Ansichten und in anderen Bereichen - zur Entfaltung menschlichen Fortschritts notwendig ist ebenso wie die Unterschiede und Spannungen zwischen männlich und weiblich oder zwischen positiven und negativen Polen erforderlich sind, um Leben und Energie hervorzu- bringen. Eine Menschheit, die sich aus identischen Wesen zusammensetzte, wäre so langweilig und unschöpferisch wie eine Symphonie, die von einem Orchester gespielt wird, das nur ein Instrument kennt. Das Judentum lehrt, dass es sogar in der messianischen Zeit, in der alle Menschen Gottes Königtum akzeptieren werden, reli-

giöse Differenzen geben wird. Der Prophet Micha sagte, dass am Ende der Tage jedes Volk im Namen seines Gottes gehen wird (4, 5). Das ist die wahre Bedeutung des Verses aus Secharija, den wir am Ende jedes jüdischen Gottesdienste sprechen: »An jenem Tag wird der Ewige einzig sein, und sein Name einzig« (14, 9).

»Nach jüdischer Auffassung wird es also immer eine religiöse Mannigfaltigkeit geben. Wir brauchen interreligiöse Gespräche auf verschiedenen Ebenen, damit vorhandene Differenzen nicht die Menschen ins Unglück führen. Christen und Juden (und auch Moslems!) sollten im eigenen Interesse gemeinsam an Projekten einer Verbesserung der Welt (Tikun HaOlam) arbeiten.

Anmerkung

¹⁾Die Bemerkung von Rabbiner Jakobovits im englischen Original: »Judaism accepts religious diversity and cultural pluralism not just as an inescapable fact of life, or a temporary condition to be tolerated, but as a desirable state to enrich the human experience. Diversity, we believe - in creed, race, nationality, political views and other spheres - is as essential to create the dynamics of human progress as are the distinctions and tensions between male and female or between positive and negative poles, which are required to generate all life and energy. A human race made up of identical beings would be as dull and as uncreative as a symphony played by a single-instrument orchestra. Judaism teaches that even in messianic times, when the Kingdom of God will be accepted universally, religious differences will still exist. At 'the end of days', in Micah's famous prophecy, 'all the peoples will walk each in the name of his God' (4:5). This is the real significance of the verse from Zechariah (14:9) with which we conclude every Jewish service: 'In that day shall the Lord be One and His Name One'.«



Zur Zukunft der christlich-jüdischen Zusammenarbeit aus jüdischer und ökumenischer Sicht

Von Dr. Hanna Rheinze

»Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand«, Tagung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und der Konrad-Adenauer-Stiftung im Bildungszentrum Eichholz, Wesseling, 20. – 22. 10. 2003. Die Autorin war als

Leiterin des Jüdischen Museums Augsburg tätig.

Der Dialog gestaltet sich von jüdischer Sicht als schwierig, da der Vielzahl von christlichen Interessenten nur eine begrenzte Zahl jüdischer Inte-

ressenten gegenüberstehen. Dieses Ungleichgewicht hat mit der demographischen Zusammensetzung der Gemeinde zu tun, nur wenige jüdische Menschen engagieren sich, zum anderen steht die Problematik jedoch auch mit den Rekrutierungsstrategien der jüdisch-christlichen Gesellschaften in Zusammenhang.

Aus jüdischer Perspektive gestalten sich viele Dialoginteressen als Interessen der Teilhabe, der Identifizierung mit jüdischen Fragen. Die Soziologie hat dies in Zusammenhang mit einem in der deutschen Gesellschaft verankerten »Judaisierungspotential« beschrieben. Der Auseinandersetzung steht die Idealisierung gegenüber. Dadurch besteht die Gefahr, dass inhaltliche Fragen ins Hintertreffen geraten.

Ein Kernproblem im Vorfeld des jüdisch-christlichen Dialoges ist die Frage der Identitätsbrüchigkeit.

Während einer Podiumsveranstaltung im Rahmen des jüdisch-christlich-islamischen Dialoges fielen die jüdischen Teilnehmerinnen durch eine starke Unsicherheit bezüglich ihrer Identität auf - unvermittelt stand somit nicht mehr der Dialog zwischen Partnern im Vordergrund, sondern die Frage »Wer ist überhaupt Jude«. Eine solche Unsicherheit und Fragmentierung ist ein Ausschlussgrund und eine Verhinderung des Dialoges mit Mitgliedern anderer Bekenntnisse. Diese Identitätsbrüchigkeit und Labilität des eigenen Selbstverständnisses ist ein typisches Merkmal vieler jüdischer Gemeinden.

„ Ein Kernproblem im Vorfeld des jüdisch-christlichen Dialoges ist die Frage der Identitätsbrüchigkeit.

Als Reaktion auf diese Labilität erscheinen zwar hin und wieder auch Reparaturversuche wie Überidentifizierung beispielsweise durch starke Akzentuierung vermeintlich jüdischer Eigenschaften -, auch die Israelorientierung kann als ein Versuch betrachtet werden, die Fragwürdigkeit und hohe Ambivalenz der eigenen jüdischen Existenz in Deutschland zu überspielen - doch generell ist eine Gruppe mit so unklaren Identitätsverhältnissen sicher schwer für einen verlässlichen Dialog zu gewinnen.

Aus diesem Grund bleibt die Zahl der jüdischen Vertreter des Dialoges wohl weiterhin begrenzt.

Eine weitere Begrenzung des derzeitigen jüdisch-christlichen Dialoges ergibt sich daraus, dass

inhaltliche Fragestellungen eher im Hintergrund stehen. Zuweilen scheinen sie sogar unterdrückt und abgewehrt zu werden. Beispielsweise bestehen im innerjüdischen Diskurs überraschende Berührungsängste Themen gegenüber, die außerhalb des definierten Rahmens liegen. Dies hat Konsequenzen für den jüdisch-christlichen Dialog, indem die Themen von vornherein begrenzt bleiben. Während die jüdische Seite hier dem Modell des »Wir wollen keine schlafenden Hunde wecken« folgt, lautet von christlicher Seite der entsprechende Kommentar, dies sei ein »zu heißes Eisen.«

Neue Dialoginitiativen müssten sich mit diesen bestehenden Selektionsstrukturen befassen. Nach welchen Kriterien werden beispielsweise Themen ausgesucht? Nach der sozialen Gefälligkeit und ohnehin bestehenden Akzeptanz? Nach der zu erreichenden Konsensfähigkeit?

Dialog bedeutet jedoch auch politische Foren für eine gesamtgesellschaftliche Debatte zu schaffen und die Sensibilität dafür zu wecken, dass religiöse Traditionen oder einzelne ihrer Elemente als Machtinstrumente missbraucht werden. Nur im Dialog kann geklärt werden, wie dieser Missbrauch stattfindet.

Der Dialog zwischen nichtjüdischen und jüdischen Menschen, den wir oft ungenau als Dialog zwischen Deutschen und Juden bezeichnen, hat zu Anfang des 21. Jahrhunderts einen völlig anderen Stellenwert erhalten, als er es noch in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts hatte. Und ganz sicherlich unterscheidet dieser Dialog sich erheblich von dem Dialog, wie er im 18. und 19. Jahrhundert in einigen Nischen der damaligen Gesellschaft geführt worden ist, geführt von Vertretern der christlichen und jüdischen kulturellen Elite. Wo eine Symbiose herrscht, ein Zustand der gegenseitigen Verschmelzung, kann kein Widerspruch auftauchen, und es kann ebenso wenig ein Dialog geführt werden.

Die deutsche jüdische Kultur, die Grundlage der intellektuellen Auseinandersetzungen im 18. und 19. Jahrhundert war zwischen ausgewählten Vertretern beider »Kulturen« - der jüdischen deutschen Kultur und der christlichen deutschen Kultur - diese Kultur existiert nicht mehr und wir können sie auch nicht mehr wiederbeleben. Trotz dieser Einschränkungen kann uns diese Hochkultur noch immer als eine geistige Orientierung, und sogar als Vorbild dienen.

Im Positiven war und ist diese deutsch-jüdische Kultur ein Vorbild für den hohen intellektuellen Standard des damaligen Dialoges - genannt sei das kulturelle Leben, wie es sich u.a. in den bürgerlichen und adeligen Salons dargestellt hat, oder in den zahlreichen Briefwechseln, wie sie uns aus dem Nachlass vieler bekannter jüdischer und nichtjüdischer Gelehrter erhalten sind.

Im Negativen zeigt sie uns die Grenzen und die kulturellen Schranken sowohl zwischen den Individuen als auch zwischen den verschiedenen Subkulturen, Schranken, die bereits damals erkennbar waren. In anderer Weise - getragen von einer fortentwickelten Gesellschaft, getragen auch von den Erfahrungen der Vergangenheit - stoßen wir auch heute noch auf vergleichbare Grenzen. Und diese Grenzen haben ihre Berechtigung.

„ Dialog ist nur möglich, wenn wir keine Denkverbote aufstellen, wenn wir keine Redeverbote erteilen. Das müssen wir auch der jüngeren Generation gegenüber so praktizieren. Nur so können wir sie frühzeitig zu einem Dialog hinführen und in bestehende Dialoge einbinden.

Es kann nicht Ziel eines Dialoges zwischen den Vertretern und Vertreterinnen unterschiedlicher Gruppen eines Volkes sein, die Unterschiede, die eigene kulturelle Vielfalt der ethnischen und religiösen Traditionen wegzureden oder sie einzuebnen.

Unter der Jugend besteht ein starkes Bedürfnis nach Austausch. Dieses starke Bedürfnis nach Selbstausdruck steht einer wachsenden Unfähigkeit gegenüber, einen konstruktiven Dialog miteinander überhaupt erst einmal zu beginnen. Die ältere Generation hat die ehrenwerte Aufgabe, diese Sprachlosigkeit vieler jüngerer Menschen zu benennen und ihnen Brücken zu bauen, damit sie aus ihr herausfinden. Das bedeutet auch, wir müssen uns öffnen, wir müssen andere Formen des Miteinander-ins-Gespräch-kommen akzeptieren. So wichtig öffentlich organisierte Gesprächsangebote sind, oder Kulturveranstaltungen auf hohem Niveau, so wichtig ist es, Dialoge nicht nur artig auf dem Podium sitzend zu führen. Zum Dialog gehört auch Differenz, Dissonanz, Konflikt und Streit auszuhalten.

Dialog ist nur möglich, wenn wir keine Denkverbote aufstellen, wenn wir keine Redeverbote erteilen. Das müssen wir auch der jüngeren Gene-

ration gegenüber so praktizieren. Nur so können wir sie frühzeitig zu einem Dialog hinführen und in bestehende Dialoge einbinden.


Es gehört schon eine Portion Mut dazu, aus den Forderungen und Erwartungen, die wir anderen gegenüber äußern, ein bekömmliches Destillat zu gewinnen, das wir in die Zukunft mitnehmen können. Denn Dialog ist immer etwas Konkretes. Er findet zwischen einem Ich und einem Du statt, nicht im luftleeren Raum. Und er braucht auch ein Gebäude, einen Rahmen, einen Ort und eine Zeit. Junge Menschen wissen das. Junge Menschen haben ein Gespür dafür, das Wahre und das Falsche zu unterscheiden. Das wirklich so gemeinte Wort von der hohlen Phrase. Das Authentische vom schönen Schein der glatten Worte und Klischees. Es ist unsere Aufgabe, diesen Rahmen zu schaffen.

Es ist unsere Aufgabe die junge Generation aufzufordern, Fragen zu stellen. Ohne Fragen gibt es keinen Dialog. Ohne Interesse am anderen gibt es keine Dialog. Ohne Konflikte und Widersprüche gibt es keinen Dialog. Der Dialog treibt weiter, er hinterfragt die Selbstverständlichkeiten. Und das ist zuweilen sehr unbequem.

Bis zum heutigen Tag besteht ein Ungleichgewicht zwischen Dialoganfragen und Möglichkeiten, dies zu realisieren. Auch das ist eine Realität. Dass die jüdischen Gemeinden die weltweit am schnellsten wachsenden Gemeinden sind, wird sich erst in der Zukunft auf die Dialogbereitschaft und Dialogbefähigung auswirken. Die jüdische Gemeinschaft ist heute vielstimmiger, pluralistischer denn je. Damit wachsen auch die Chancen, in einen Dialog mit anderen Menschen und Gruppen zu treten. Und es wachsen die Chancen, auch untereinander wieder zu einem Gespräch zu finden.

Chancen für die Weiterentwicklung des jüdisch-christlichen Dialogs liegen aus diesem Grund vor allem in einer stärkeren Reflexion dieser Voraussetzungen des Dialoges.

Hier sollten vermehrt Fragen wie Umgang mit den Traditionen der »Anderen« vor dem Hintergrund von Nähe und Distanz beachtet werden.

Des weiteren gilt es das Verhältnis von Politik und Religion vor dem Hintergrund der Aufklärung als Vorbild des Dialoges zwischen den Kulturen und Religionen zu klären. 

Das Gespräch zwischen Juden und Christen aus der Sicht von Praktischer Theologie und Religionspädagogik - Thesen

Von Prof. Dr. Bernd Schröder

»Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand«, Tagung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und der Konrad-Adenauer-Stiftung, Wesseling, 20. – 22. 10. 2003.

Der Autor ist Professor für Evangelische Theologie, Lehrstuhl für Religionspädagogik, an der Universität Saarbrücken.

Zur Frage »Nimmt der ‚Bedarf‘ für christlich-jüdische Beziehungen ab?« möchte ich als Hochschullehrer Stellung nehmen. Dabei vertrete ich zwei Fächer aus dem Disziplinenkanon Evangelischer Theologie, nämlich Praktische Theologie und Religionspädagogik (im katholischen Bereich: Pastoraltheologie).

Beide stehen nach meinem Dafürhalten innerhalb der Theologie für eine durchaus eigenständige Perspektive. Denn anders als weithin angenommen handelt es sich bei diesen Fächern nicht um sog. Anwendungswissenschaften. Mit anderen Worten: Es geht in der Praktischen Theologie und Religionspädagogik nicht nur darum, Anleitungen zum Predigen, Unterrichten oder Seelsorge-Üben zu geben. Es geht nicht nur darum, anderweitig theologisch Gedachtes in unterrichtliche oder gottesdienstliche Praxis zu übersetzen. Praktische Theologie ist vielmehr die Disziplin der Theologie, die *von der* - nach Möglichkeit mit empirischen Methoden wahrgenommenen - religiösen, christlichen, kirchlichen *Lebenswirklichkeit* her Grundfragen der Theologie behandelt;¹ Religionspädagogik nimmt dabei vor allem die Lebenswirklichkeit *von Kindern und Jugendlichen* in den Blick. Aus dieser Perspektive ergeben sich spezifische Wahrnehmungen, Anfragen und Aufgaben des Gesprächs zwischen Juden und Christen.

Die Akzeptanz und der Bedarf an christlich-jüdischen Beziehungen hängt zu einem guten Teil davon ab, welche thematischen Akzente der christlich-jüdische Dialog in Zukunft setzt. Denn er hat - das ist die These, die ich zur Diskussion stellen möchte - gegenwärtig *kein Begründungs-*, wohl aber ein *Relevanzproblem*.

Diese Wahrnehmungen sind durchaus kritischer Art - deshalb möchte ich gleich zu Beginn beto-

nen, dass mich persönlich das Eintauchen in jüdische Überlieferung, die Begegnung mit Jüdinnen und Juden sehr bereichert hat und mir am Fortgang dieses Gesprächs liegt. Mit den folgenden Beobachtungen möchte ich das Gespräch anregen, seinen Themenkanon erweitern.²

Meine Antwort auf die Leitfrage »Nimmt der ‚Bedarf für christlich-jüdische Beziehungen ab?« nenne ich vorweg. Sie lautet: Der Bedarf für christlich-jüdische Beziehungen nimmt aus meiner Sicht keineswegs *per se*, wohl aber in einer bestimmten Hinsicht ab. Ab nimmt der Bedarf an einem christlich-jüdischen Gespräch, das sich programmatisch als *Expertenveranstaltung* zur Klärung exegetischer und historischer Verstrickungen darstellt.

Mit anderen Worten: Die Akzeptanz und der Bedarf an christlich-jüdischen Beziehungen hängt zu einem guten Teil davon ab, welche thematischen Akzente der christlich-jüdische Dialog in Zukunft setzt. Denn er hat - das ist die These, die ich zur Diskussion stellen möchte - gegenwärtig *kein Begründungs-*, wohl aber ein *Relevanzproblem*. D.h. (fast) niemand bestreitet, dass es ein christlich-jüdisches Gespräch geben sollte - un- deutlich ist indes, was dabei wozu verhandelt werden soll und warum sich möglichst viele daran beteiligen sollten.

Meine Anregungen stelle ich im ökumenischen Dreischritt »Sehen -Urteilen - Handeln« vor:

I. Sehen (Wahrnehmungen)

1. Aus praktisch-theologischer Sicht **fehlt es** dem Dialog zwischen Christen und Juden **an lebensweltlicher Relevanz**.³ Zwei Präzisierungen dazu.

Erstens: In unserer *Gesellschaft* ist - allein schon auf Grund der Zahlenverhältnisse, aber auch auf Grund der größeren kulturellen Ferne - nicht das Zusammenleben mit Jüdinnen und Juden, sondern das Zusammenleben mit Muslimen und das Zusammenleben mit Migranten aller Art eine evidente, politisch, bürgerlich und religiös drängende Herausforderung. Nur gelegentlich werden Einsichten aus dem christlich-jüdischen Gespräch für diese Begegnungen mit Muslimen fruchtbar gemacht. Zweitens: Das Gespräch mit jüdischen

Gesprächspartnerinnen und -partnern verheißt - soweit ich sehe - de facto keine Lösungsansätze für lebensweltliche und zugleich religiös relevante Herausforderungen, denen sich Juden und Jüdinnen in Deutschland, aber auch Kirchenmitglieder in ihrem Alltag gegenübersehen. Etwa: Wie ist religiöse Erziehung meiner Kinder möglich? Was nützt Religion angesichts der Krisen meiner Lebensführung, Arbeitslosigkeit, Diagnose Krebs? Wie kann man in einer technisierten, medial und ökonomisch bestimmten Welt an Gott glauben? Christentum und Judentum geben auf solche Fragen - jeweils auf ihre Art - Antwort doch im Rahmen christlich-jüdischer Begegnung wird dergleichen kaum thematisch.

Der christlich-jüdische Dialog trägt derzeit ebenso wenig etwas aus für praktisch-theologische Probleme, die zugleich Schlüsselfragen kirchlicher (und synagogaler?) Zukunft sind. Etwa: Wie wird Menschen, die weithin kirchendistanziert leben und ihre religiösen Fragen synkretistisch-pragmatisch beantworten,⁴ das Deute- und Orientierungspotenzial der christlich-jüdischen Verheißungsgeschichte einsichtig? Wie können fragende, zweifelnde, nicht selten aber auch desinteressierte junge Menschen eine tragfähige religiöse Lebensdeutung gewinnen? Wie kann die Überzeugung vom Wirken des einen Gottes in einer Mediengesellschaft glaubwürdig kommuniziert werden?

Der christlich-jüdische Dialog nimmt zu all diesen Fragen, soweit ich sehe, nicht Stellung - er vermittelt sogar geradezu den Eindruck, diese Fragen gingen ihn nichts an. Dieser Mangel an lebensweltlicher Relevanz wirkt sich gerade im Umgang mit Kindern und Jugendlichen aus: Denn sie finden keinen Zugang zur gleichsam selbstgenügsamen Pflege christlich-jüdischer Beziehungen.

2. Aus praktisch-theologischer Perspektive erscheinen **die primären Ziele** des Dialogs auf christlicher Seite als **rückwärtsgewandt, nicht zukunftsorientiert**. Sie sind damit zugleich negativer Art: Sie wollen etwas *nicht*. Christlich-jüdisches Gespräch will Antijudaismus vermeiden und verhindern; er will einer Wiederholung der Gräueltaten der Vergangenheit wehren.

Damit sie mich nicht missverstehen: Auch ich bin der Ansicht, »dass Auschwitz nicht sich wiederhole«⁵ sei eine zentral wichtige, unaufgebbare Forderung, für deren Umsetzung weiterhin gearbeitet werden muss. Und dennoch: Es bedürfte einer positiven Vision, einer verheißungsvollen Aussicht des christlich-jüdischen Gesprächs.

„ **Der christlich-jüdische Dialog trägt derzeit ebenso wenig etwas aus für praktisch-theologische Probleme, die zugleich Schlüsselfragen kirchlicher (und synagogaler?) Zukunft sind. Etwa: Wie wird Menschen, die weithin kirchendistanziert leben und ihre religiösen Fragen synkretistisch-pragmatisch beantworten, das Deute- und Orientierungspotenzial der christlich-jüdischen Verheißungsgeschichte einsichtig? Wie können fragende, zweifelnde, nicht selten aber auch desinteressierte junge Menschen eine tragfähige religiöse Lebensdeutung gewinnen?**

3. Aus praktisch-theologischer Sicht **ruft** das Gespräch zwischen Christen und Juden **in sehr hohem Maß (in zu hohem Maß und zu einseitig) historische Kompetenz ab**. Seine Themen sind die Verständigung über die Heilige Schrift bzw. den Tenach, die Rekonstruktion des Auseinandergehens der Wege, die Korrektur christlich-theologischer Fehleinschätzungen gegenüber dem Judentum. Doch *diese* Art der Kompetenzanforderung hat - zumal wenn sie einseitig zur Geltung kommt - zwei Nachteile. Sie lässt das Gespräch zum einen zur Sache der Experten werden (der Exegeten, der Kirchen- und Dogmengeschichtler); sie drängt ihn zweitens im Gefüge gesellschaftlicher Funktionen /Subsysteme in das Segment der Überlieferungspflege. Tradition aber spielt für Zeitgenossen immer seltener eine orientierende Rolle.

4. Aus praktisch-theologischer Sicht formuliert der Dialog seine Anliegen, Fragen und Ergebnisse fast durchgängig in der Sprache der Tradition (Erwählung, Messias, Bund ...). Er signalisiert so, dass er zur Binnenkommunikation der Kirchen wie der sich religiös verstehenden Strömungen im Judentum gehört;⁶ es fehlt an Explikation des Gesprächsertrages in allgemein-kommunikabler Form.

Das ist nicht nur ein kommunikationstheoretisches Problem. Verbunden ist damit zugleich eine dramatische Einschränkung des Adressatenkreises: Die Prozentquote derer, die an dieser Binnenkommunikation teilhaben, dürfte im Bereich der beiden christlichen Konfessionen nicht höher als 10% liegen (Quote der regelmäßigen Gottesdienst- bzw. Messbesucher - evangelisch ca. 5%, kath. ca. 15%). Die große Mehrheit der Kirchenmitglieder versteht sich als »volkskirchlich-distanziert« und hat ein eher »unbestimmtes« Verhältnis zu Kirche, Glaube und Religion; und - wenn ich recht sehe - auch der Großteil der Jü-

dinnen und Juden betrachtet sich selbst, so jedenfalls pro toto in Israel, als »nicht« bzw. nur »irgendwie observant«.⁷ Diesen Menschen erscheint mit der Sprache auch die Sache des christlich-jüdischen Gesprächs als abständig!

5. Nicht zuletzt fehlt es dem christlich-jüdischen Gespräch, nun verstanden als theologisches Fachgespräch, an einer Gesprächsdimension, nämlich an der praktisch-theologischen. **Es gibt keinen Dialog zwischen christlicher und jüdischer Praktischer Theologie** - es gibt nun allerdings auch keine Praktische Theologie im Judentum, die annähernd so ausdifferenziert wäre wie diejenige im protestantischen und katholischen Christentum.

„ **Not tut eine revidierte Fassung der Frage nach dem Ertrag des Gesprächs: Dieser Ertrag sollte und muss allgemein-verständlich formuliert werden - allgemein-verständlich auch für die distanzierten Kirchenmitglieder und nicht-observante Juden.**

Zwar gibt es Veröffentlichungen, die in den einzelnen Praxisfeldern, die von der Praktischen Theologie reflektiert werden, für eine Korrektur etwaiger judenfeindlicher Handlungsmuster sorgt. Es gibt also - zum Glück - das Arbeiten an einem Unterrichten christlicher Religion, an einem Predigen und Liturgiefiern ohne Antijudaismus und Judentumsvergessenheit. Doch das wiederum ist noch kein christlich-jüdisches Gespräch im Bereich der Praktischen Theologie - darin ginge es etwa um die beiderseitige Wahrnehmung moderner Gesellschaft, um die Ausbildung von Pfarrer/inne/n und Rabbiner/inne/n u.ä.m.

II. Urteilen (Anfragen)

Die fünf Wahrnehmungen des Gesprächs zwischen Christen und Juden aus praktisch-theologischer Perspektive reichen dem Gespräch nicht zum Vorteil. Im Gegenteil; sie weisen darauf hin, dass er gefährdet ist. Er ist gefährdet, insofern

- seine lebensweltliche Dringlichkeit kaum mehr gesehen wird - und zwar in dem Maße, in dem die Zeitgenossen der Schoah, die im christlich-jüdischen Dialog eine biografische Wunde bearbeiten, sterben,
- er von vielen Einzelnen nicht als zukunftsweisend, sondern als vergangenheitslastig empfunden wird,

- ein Großteil der Kirchenmitglieder nicht sieht, dass er als historisch zugewachsene Aufgabe für ihr eigenes religiöses Leben notwendig ist und sie als Individuen zur Teilhabe an christlich-jüdischer Verständigung eingeladen sind,
- seine Fragestellungen und Ergebnisse für sog. Laien kaum nachvollziehbar sind,
- der Dialog aus den Bemühungen um zeitgerechte Kommunikation des Evangeliums herauszufallen droht.

III. Handeln (Aufgaben)

Angesichts dieser Kritik sollen Optionen für zukünftige Akzente im Gespräch zwischen Christen und Juden gesetzt werden. Wenn ich Akzente fordere, die bisher keine oder eine eher beiläufige Rolle gespielt haben, dann wende ich mich damit nicht automatisch gegen die bisherigen. Natürlich ist etwa die exegetisch-historische Auseinandersetzung um Antijudaismus im Neuen Testament oder um das Auseinandergehen der Weg bleibend wichtig. Anzustreben wäre m.E. indes eine gewisse Umgewichtung der Akzente und damit auch eine Korrektur der Selbstdarstellung des Dialogs nach außen.

1. Der christlich-jüdische Dialog sollte sich nicht allein selbstbezüglich den Beziehungen zwischen Christen und Juden, sondern auch **Herausforderungen widmen, die von außen auf ihn** (bzw. auf Christentum und Judentum) **zukommen**. Zu klären ist, welche Herausforderungen überhaupt religiös relevant sind und welche Herausforderungen Juden und Christen gemeinsam angehen. Welche sind das? Ich denke etwa - neben den oben genannten (I.1) praktisch-theologisch relevanten Fragen - an die Bioethik, die Frage nach »Gemeinschaft« (in Kirche und Synagoge) in einer Zeit des Individualismus, Generationengerechtigkeit im Umgang mit knapper werdenden Mitteln, die europäische Integration und ihr Werte-Kern, den Beitrag beider Religionen zu einer gewaltfreien, nachhaltigen Konfliktlösung.

2. Not tut eine revidierte Fassung der Frage nach dem Ertrag des Gesprächs: Dieser Ertrag sollte und muss **allgemein-verständlich formuliert** werden - allgemein-verständlich auch für die distanzierten Kirchenmitglieder und nicht-observante Juden. Es ist dies eine Frage der Wortwahl, mehr noch aber eine Frage der Auswahl dessen, wovon die Rede sein soll. Nach Lage der Dinge müsste der Dialog seinen Ertrag zur Klärung lebensweltlicher Fragen einspeisen -

etwa in die Gemeindearbeit, in allgemeine Debatten u.ä. Vielleicht vermag die Förderung und Begleitung von Jugendaustausch helfen, das christlich-jüdische Gespräch auf Fragen zu lenken, die in diesem Sinne relevant sind.

3. Sinnvoll erscheint mir das, was ich die didaktische Revision des Dialogs nennen möchte. Das Gespräch zwischen Juden und Christen steht demnach vor der Frage: Wie können Menschen motiviert und angeregt werden, selbst aktiv in den Verständigungsprozess zwischen Christen und Juden einzutreten? Zukunft hat der Dialog, wenn er nicht allein von Experten vorgeführt wird, sondern Gemeindeglieder **zur aktiven Teilhabe einlädt** - auch jene, die nicht auf Grund ihrer Biografie (Zeitgenossenschaft zur Schoah) oder theologischer Vorkenntnisse bereits sensibilisiert sind.

Ein Weg dahin wäre - wie es ja vielerorts, etwa in sog. Lehrhäusern, bereits geschieht - aus der Kirchengeschichtsdidaktik zu gewinnen, die sich u.a. Problemorientierung, Regionalisierung, Oral History, Projektorientierung auf die Fahnen geschrieben hat.⁸ Eine weitere Möglichkeit wäre das Schließen von Gemeindeparterschaften zwischen einer jüdischen Gemeinde und einem Kirchenkreis bzw. einem Bistum.

4. Bleibend wichtige, lebensweltlich relevante Aufgabe ist die **Auseinandersetzung mit dem Antijudaismus**, damit zugleich mit fremdenfeindlicher Ausgrenzung. Der christlich-jüdische Dialog sollte hier - ein Akzent, der bisher auf das Ganze gesehen wohl zu kurz kommt - versuchen, das, was er aus den Irrwegen christlich-jüdischer Abschottung gelernt hat, in Empfehlungen für ein multireligiöses Miteinander umzusetzen.

Wenn es stimmt, dass Fremdenfeindlichkeit und Antijudaismus u.a. die eigene Identitätsverunsicherung kaschieren, dann verweist diese Aufgabe zugleich auf ein religionspädagogisches Grundproblem (das sich auch im christlich-jüdischen Dialog immer wieder stellt): auf die Förderung und das Zusammenhalten von »Identität und Verständigung.«⁹

5. Schließlich sollten, unter den Themen christlich-jüdischer Veranstaltungen das gegenwärtige Judentum stärker in den Blick kommen, Fragen wie etwa: Wie verstehen und leben ‚normale‘ Glieder der jüdischen Gemeinde ihr Jude-Sein? Wie vereinbaren sie Religion und beruflichen Alltag? Wie gehen sie mit dem kulturellen Pluralismus in unserer Gesellschaft um?

Wo der Diskurs auf wissenschaftlichen Füßen steht, sollten also jüdisches Denken der Gegenwart, Religionssoziologie des Judentums und - nicht zuletzt - die Kontaktaufnahme zwischen christlichen Praktischen Theologen und denjenigen Wissenschaftlern, die jüdischerseits äquivalente Fragen bearbeiten, auf die Agenda kommen. Es gilt zunächst, diese Art jüdischer Praktischer Theologie aufzuspüren und mir ihr das Gespräch zu suchen.

Kurz: Der jüdisch-christliche Dialog sollte sich weniger selbstbezüglich darstellen; er sollte sich bemühen, die anregenden Wissensbestände jüdisch-christlicher Tradition herauszuarbeiten und in individuell-lebensrelevante, auch gesellschaftliche Diskurse einzutragen. Die Aufnahme dieser Anregungen würde nach meinem Dafürhalten dazu führen, den Bedarf an jüdisch-christlichen Beziehungen wieder erkennbar zu steigern, ebenso auch die Relevanz dieses Dialogs für christliche und jüdische Existenz in Deutschland - vorausgesetzt, die jüdischen Gemeinden im Land können und wollen dies.

Ein christlich-jüdisches Gespräch, das Menschen in ihren lebensweltlichen Herausforderungen stärkt und fördert, dafür Klärungen anbietet, ist dringend erforderlich - ein christlich-jüdisches Gespräch, das den primären Lebenskontext der Menschen ausblendet, wird sich früher oder später erübrigen.

Anmerkungen:

¹ Dazu mein Aufsatz: *In welcher Absicht nimmt die Praktische Theologie auf Praxis Bezug?* In: ZThK 98 (2001), 101-130, hier bes. 127.

² Es ist indes nicht so, dass sich nur von der Praktischen Theologie bzw. Religionspädagogik her Fragen an den christlich-jüdischen Dialog ergeben; auch umgekehrt setzt der Dialog Impulse für diese beiden Fächer frei, so lenkt er die Aufmerksamkeit beider etwa auf die Ambivalenz der Moderne, auf bestimmte religionskritische Denkfiguren wie die Unterscheidung von Gott und Götzen, auf die Perspektive einer religiösen Minderheit in Deutschland. Hier ist allerdings nicht der Ort, um diese Impulse ausführlich zu thematisieren (vgl. dazu aber ein Themenheft der Zeitschrift »Praktische Theologie«, das 2004 erscheinen wird).

³ Hans Hermann Henrix moniert unter Verweis auf Clemens Thoma - *freilich im Blick auf ethisch-theologische Fragen*, »der christlich-jüdische Dialog sei ... zu wenig zum Heil der Welt« (in: *Dabru emet - redet Wahrheit*, hg. von Rainer Kampling und Michael Weinrich, Gütersloh 2003, 232).

⁴ Vgl. etwa Klaus Engelhardt u.a. (Hg.): *Fremde Heimat Kirche. Die dritte EKD-Mitgliedschaftsumfrage*, Gütersloh 1997.


⁵ Theodor W. Adorno: *Erziehung nach Auschwitz* (18.4.1966), in: ders.: *Erziehung zur Mündigkeit*, hg. von Gerd Kadelbach, Frankfurt 1971, 88-104, hier 88.

⁶ Hans Hermann Henrix (s.o.) spricht davon, dass er »zu kirchlich-synagoga« sei.

⁷ Unter den Mitgliedern der evangelischen Kirche in Deutschland fühlen sich 61% ihrer Kirche »überhaupt nicht / kaum / etwas verbunden«, weitere 29% »ziemlich verbunden«, nur 10% »sehr verbunden« (Klaus Engelhardt u.a.: *Fremde Heimat Kirche*, Gütersloh 1997, 37). In Israel verstehen sich 21% der jüdischen

Bevölkerung als »totally non-observant«, weitere 41% als »somewhat observant« (Shlomit Levy et al.: *Beliefs, Observances and Social Interaction among Israeli Jews*, Jerusalem 1993). Empirische Untersuchungen zum Selbstverständnis der deutschen Juden sind mir nicht bekannt.

⁸ Vgl. etwa Albrecht Lohrbächer u.a. (Hg.): *Schoah - Schweigen ist unmöglich*, Stuttgart 2001.

⁹ So die gleichnamige EKD-Denkschrift zum Religionsunterricht, Gütersloh 1994. 

Von den Vorarbeiten zur Bewährung - Nimmt der Bedarf an christlich-jüdischen Beziehungen ab?

Von Pfarrerin Astrid Fiehland van der Vegt

»Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand«, Tagung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und der Konrad-Adenauer-Stiftung, Wesseling, 20. – 22. 10. 2003.

Erfahrungen an der Basis

Ich möchte beginnen mit drei Beispielen aus der Praxis christlich-jüdischer Beziehungen, wie ich Sie als Pfarrerin in der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche erlebe.

1. Eine Kirchengemeinde lädt in regelmäßigen Abständen ein ins »Lehrhaus«. Das Thema heißt diesmal: »Liebe deinen Nächsten - er ist wie du«. Der Pfarrer führt kompetent in den biblischen Text Leviticus 19 ein und stellt verschiedene jüdische und christliche Auslegungen vor. Dann verteilen sich die Teilnehmenden in Tischgruppen, um weiter zu diskutieren und die Auslegungen zu vergleichen. Auch ein jüdisches Ehepaar aus der Nachbarschaft ist gekommen und beteiligt sich engagiert am Gespräch. Inspiriert und um neue Einsichten bereichert gehen die Teilnehmenden an diesem Abend nach Hause.

2. Die Nordelbische Synode hat im Zusammenhang ihrer Beratungen über das Thema Christen und Juden einen jungen Historiker beauftragt, zusammen mit Studierenden der Fachhochschule für Gestaltung eine Wanderausstellung zu entwerfen, die die kirchlichen Verhältnisse in Schleswig-Holstein und Hamburg zwischen 1933 und 1945 dokumentiert. Seit dem Herbst 2001 wandert diese Ausstellung ununterbrochen durch

alle Kirchenkreise und ist schon für ein weiteres Jahr ausgebucht. Jeder Kirchenkreis übernimmt zusätzlich die Aufgabe, nicht nur ein eigenes Rahmenprogramm zu entwickeln, sondern auch ein sog. »lokales Fenster« zu gestalten, d.h. vor Ort auf Spurensuche zu gehen: Wer waren die jüdischen Familien am Ort? Was haben die Kirchenvorstände und Pastoren für sie getan oder nicht getan? Jeder Ort hat seine eigene Geschichte. Manchmal gelingt es noch, Zeitzeugen zu finden und zu einer Erzählwerkstatt einzuladen. Das gesammelte Material wird ins Internet eingestellt, so dass Schüler- und Konfirmanden einen Anknüpfungspunkt für eigene Recherchen haben.

3. Die Konfirmanden einer Hamburger Kirchengemeinde fahren für ein Wochenende nach Berlin. Sie verbringen viel Zeit im Jüdischen Museum (es soll mittlerweile das meistbesuchte Museum in Deutschland sein). Später zeigt eine Stadtführerin den Jugendlichen das ehemals jüdische Viertel an der Oranienburger Straße, auch die Rosenstraße, die nach dem gleichnamigen Film von Margarete von Trotta allen bekannt ist. Beindruckt sind die Konfirmanden nicht zuletzt von ihrer Begleiterin, die als Tochter deutscher Juden in Argentinien geboren ist und jetzt in Berlin lebt. Die nächste Konfirmandenfahrt wird nach Amsterdam ins Anne-Frank-Haus führen. Anne Frank soll das Thema des Gottesdienstes sein, mit dem die Konfirmanden sich der Gemeinde vorstellen wollen.

Von den Vorarbeiten zur Bewährung - für mich trifft diese Überschrift, was ich an vielen Orten in meiner Kirche sehe. Es gibt an der Basis - in Gemeinden, Gesprächs- und Arbeitskreisen - ein großes Interesse, über jüdisches Leben mehr zu

lernen. Auch in vielen Schulen erkenne ich ein Bemühen, Gedenktage wie den 27. Januar verantwortungsvoll zu gestalten. Mittlerweile gibt es für Schule und Gemeindearbeit auch eine große Auswahl geeigneter Materialien.

Ohne behaupten zu wollen, dass es überall gleich gut gelingt, das viel beschworene »neue Verhältnis« der Christen zum Judentum mit Leben zu füllen, liegt mir daran, nicht klein zu reden, was sich in den zwei Jahrzehnten, die ich am christlich-jüdischen Gespräch beteiligt bin, verändert hat.

Die Blockaden sehe ich nicht an der Basis und nicht bei den Laien. Damit komme ich zum zweiten Teil des Themas: *Nimmt der Bedarf an christlich-jüdischen Beziehungen ab?*

Die Kirchen

Für die offizielle kirchliche Ebene fürchte ich, dass ich die Frage bejahen muss. Die Kirche (jedenfalls meine evangelische Kirche) scheint mir zunehmend absorbiert von ihren eigenen Problemen: Mitgliederschwund, Finanzkrise, Reformprozesse. Da reicht offenbar die Kraft nicht mehr, über die innerkirchlichen Debatten hinaus sich in gesellschaftlichen Fragen zu Wort zu melden, geschweige denn eine Vorreiterrolle zu übernehmen. Die drohende Schließung mehrerer Evangelischer Akademien, die in den 80er Jahren den Dialog entscheidend vorangebracht haben, ist ein äußeres Zeichen für diese Misere.

Nach drei EKD-Studien »Christen und Juden«, zahlreichen landeskirchlichen Beschlüssen und schließlich der Leuenberger Erklärung zu »Kirche und Israel« habe ich manchmal den Eindruck: die Luft ist raus. So als hätte die Kirche doch nun ihre Hausaufgaben gemacht und Einsicht gezeigt in ihre schuldhaftige Verstrickung in die Geschichte der Ausgrenzung und Verfolgung von Juden. Auch von falschen Klischees, von »Pharisäerschelte« und bisweilen sogar vom Absolutheitsanspruch hat man Abstand genommen (jeder darf jetzt *seine* Wahrheit behalten!). Was fehlt also noch?

Rachel Herweg hat kürzlich kritisch bemerkt: »Kirchen und Verbände betreiben Politik, aber keinen Dialog.« Ich denke, damit hat sie Recht. Die persönliche Begegnung zwischen einem Ich und einem Du, die den wirklichen Dialog ausmacht, hat in den meisten kirchlichen Gremien wenig Platz. Die Gründe sind verständlich: Oft

fehlen die jüdischen Gesprächspartner, die Zeit und Interesse an solchen Kontakten haben. Ich fürchte aber, es fehlt auch die Einsicht, dass ein echter Dialog wirklich etwas bringen könnte.

Auf EKD-Ebene hat ein gleichberechtigter jüdisch-christlicher Dialog mit gemeinsam definierten Themen m.E. noch gar nicht begonnen. In den Niederlanden ist solche Zusammenarbeit seit langem selbstverständlich. So bleibt als Forum in Deutschland in erster Linie die Arbeitsgemeinschaft Christen und Juden beim Deutschen Evangelischen Kirchentag. Bedauerlich ist auch die Entscheidung, die theologische Studienkommission der EKD Kirche und Judentum in der alten Form nicht weiterzuführen.

„ Nimmt der Bedarf an christlich-jüdischen Beziehungen ab? Für die offizielle kirchliche Ebene fürchte ich, dass ich die Frage bejahen muss. Die Kirche (jedenfalls meine evangelische Kirche) scheint mir zunehmend absorbiert von ihren eigenen Problemen: Mitgliederschwund, Finanzkrise, Reformprozesse.

Lobend zu erwähnen ist an dieser Stelle allerdings, dass die Synode der EKD im vergangenen Jahr entgegen allen Sparabsichten das Programm »Studium in Israel« in ihrem Haushalt so großzügig ausgestattet hat, dass die Fortführung zunächst gesichert ist. Dies ist eine deutliche Anerkennung der 25-jährigen Arbeit des Programms, dessen Absolventen an der kirchlichen Basis im Laufe der Jahre schon viel bewirkt haben. Die Chance, intensive persönliche Erfahrungen im Zusammenleben mit Jüdinnen und Juden zu sammeln - sei es in Israel oder auch an amerikanischen Universitäten -, ist durch nichts zu ersetzen. Darum war es sicher eine gute Entscheidung, der nachwachsenden Generation von TheologInnen diese Möglichkeit zu eröffnen.

Die theologischen Fakultäten

Wie sieht es an den theologischen Fakultäten mit dem Bedarf an christlich-jüdischen Beziehungen aus?

Der Berliner Professor Peter von der Osten-Sacken hat in Reaktion auf den auf dieser Tagung schon mehrfach zitierten Leitartikel von Professor Berndt Schaller gesagt, von einem »Auslaufmodell« könne man, was den jüdisch-christlichen Dialog angehe, eigentlich nicht sprechen, denn zumindest an den deutschen Fakultäten sei die

qualifizierte Arbeit an der Erneuerung der Theologie nie ein »gängiges Modell« gewesen!

Die Zahl der theologischen Lehrer, die ganz gut *ohne* Beziehungen zum realexistierenden Judentum auskommen, scheint mir deutlich zu überwiegen. Dass wir als Deutsche ein neues Verhältnis zum Judentum suchen sollten angesichts der Geschichte (gerade auch der Fakultäten im Dritten Reich!), darüber ist man sich schnell einig. Dass es aber um eine Erneuerung der Theologie geht, steht auf einem anderen Blatt. Nicht selten waren es in der kirchlichen Debatte der 80er und 90er Jahre gerade die Vertreter der theologischen Fakultäten, die in den Synoden als Bremser auftraten.

Dabei gäbe es für die Theologie so viel zu tun! Die größten Fortschritte wurden bisher wohl im Bereich der Exegese gemacht. Die Entdeckung des jüdischen Jesus und des Juden Paulus, sowie vor allem die neue Würdigung der Kapitel 9-11 des Römerbriefs, die zum Ausgangspunkt einer neuen Ekklesiologie wurde, die Israel neben der Kirche als bleibend im Bund mit Gott bejahen kann, sind heute weitgehend akzeptiert. Gegenwärtig richtet sich das Interesse besonders auf die Zeit danach, die verschiedenen Phasen jüdisch-christlicher Koexistenz. Das lineare Modell, das die christlich-jüdische Religion als Mutter und Tochter sah, steht heute neu zur Diskussion. Neue Forschungen, wie sie etwa aus dem neu eingerichteten interdisziplinären und internationalen Sonderforschungsbereich der Universität Bonn kommen, beschreiben das christlich-jüdische Verhältnis als eines von etwa gleich alten Geschwistern, oder - härter formuliert - als zwei »Konfrontationskulturen«. Sie zeigen auf, wie sehr vor allem in den ersten Jahrhunderten das Verhältnis der beiden Religionen zueinander von gegenseitiger Bezugnahme und Abhängigkeit geprägt war.

Das Gespräch mit jüdischen Wissenschaftlern ist bei der Weiterarbeit an diesen Themen unverzichtbar und vermutlich von gegenseitigem Interesse.

Eine große Herausforderung für die christliche Theologie bleibt es, das nachbiblische rabbinische Judentum als das für das heutige Judentum prägende wahrzunehmen. Noch immer gibt es unter Theologen die Neigung, das eigentliche, »echte« Judentum im »Alten Testament« zu suchen. Sicher ist es schön, mit Juden zusammen Texte der Hebräischen Bibel zu studieren. Das allein reicht aber nicht, um als Christ dem Judentum auch in seiner Fremdheit zu begegnen. Dazu bedarf es

einer intensiven Beschäftigung mit der mündlichen Tora. Leider erlauben es die Prüfungsordnungen für evangelische Theologie bis heute, zum Examen zugelassen zu werden, ohne sich auch nur eine einzige Stunde damit beschäftigt zu haben.

Unbeackert wartet schließlich das weite Feld der Ethik. Dabei wäre es hier besonders spannend zu sehen, ob wir einander etwas zu sagen - und zusammen der Welt etwas mit-zu-teilen haben. (Ich bin im Übrigen der Meinung, dass es theologische, und nicht nur pragmatische Gründe sind, die Christen und Juden veranlassen sollten, das Gespräch zu suchen. In diesem Punkt sehe ich mich bestätigt durch die schon erwähnte Erklärung »Dabru Emet«.)

Die GesprächspartnerInnen und die Zukunft der Zusammenarbeit

Vor allem auf der jüdischen Seite sehe ich gravierende Veränderungen, die sich zwangsläufig auf die wechselseitigen Beziehungen auswirken: Die jüdische Gemeinschaft in Deutschland ist stark angewachsen. Sie ist differenzierter als früher, auch in religiöser Hinsicht. Die Belastung der jüdischen Gemeinden durch die hohe Zahl der Zuwanderer lässt für Begegnungen wenig Spielraum. Andererseits gibt es jetzt an vielen Orten überhaupt wieder eine Gemeinde, was für die Zukunft neue Chancen eröffnet.

Ob die jüdische Seite »Bedarf an christlich-jüdischen Beziehungen« hat, möchte ich nicht beantworten. Ich hätte allerdings einige Vorschläge, was dazu beitragen könnte, mehr Juden und Christen der jungen Generation für die Zusammenarbeit zu gewinnen.

1. Der Dialog muss sich m. E. stärker aus den kirchlich-synagogalen Mauern herausbewegen, um neue Kreise zu interessieren. Seine Themen sind von der Lebenswirklichkeit der meisten Menschen zu weit entfernt und seine Sprache oft nur einem Kreis von Eingeweihten zugänglich.

Der Traditionsabbruch bei Christen und Juden hat zur Folge, dass z.B. die Bibel als Anlass zum Dialog und gemeinsamer Bezugspunkt für viele gar keine Relevanz mehr besitzt. Dasselbe gilt für weite Teile der Tradition. Einen Dialog kann man aber nicht führen - zum Beispiel über Pessah und Ostern - wenn man weder vom Eigenen noch vom Fremden eine Ahnung hat.

Das heißt allerdings nicht, dass religiöse Themen uninteressant sind. Es gibt ja einen großen Hunger nach Spiritualität, wobei das Fremde oft attraktiver scheint als das Eigene. Diesen Effekt kann man sich durchaus zunutze machen.

Ein gelungenes Beispiel, wie man der Religion entfremdete Menschen erreichen kann, sind für mich die Bücher, die der amerikanische Rabbiner Marc Gellmann und der katholische Priester Thomas Hartman zusammen geschrieben haben. Es sind Bücher für Kinder und ihre Eltern, die Basisfragen beantworten: Wie kann ich wissen, dass es Gott gibt? Warum gibt es das Böse, wenn Gott gut ist? Warum gibt es verschiedene Religionen, wenn es nur einen Gott gibt? Es ist ein Signal von großem Wert, wenn ein Priester und ein Rabbiner *gemeinsam* tun, was auch jeder für sich allein tun könnte. Es ist viel überzeugender für Menschen auf der Suche.

2. Ich wünschte mir manchmal andere Formen der Begegnung, zum Beispiel weniger Vorträge und mehr zum *Erleben* in den christlich-jüdischen Veranstaltungskalendern. Auch *Zusammenarbeit ganz praktischer Art* kann ich mir gut vorstellen. Damit ließen sich andere Zielgruppen als bisher erreichen. Die Voraussetzungen für konkrete Zusammenarbeit sind in Deutschland sicher schlechter als in Amerika, Australien oder England, wo es gemeinsame Schulen, gemischte Nachbarschaften und gleiche lokalpolitische Interessen gibt. Aber es gibt auch gelungene Beispiele aus deutschen Städten. Ich weiß zum Beispiel von neu gegründeten Treffpunkten der jüdischen Zuwanderer, die mit tatkräftiger Unterstützung der örtlichen Kirchengemeinde realisiert werden konnten. Ich könnte mir auch vorstellen, dass eine christlich-jüdische Gesellschaft sich zur Aufgabe macht, einen Religionslehrer für die jüdische Gemeinde mit zu finanzieren.

3. Ich wünschte mir eine stärkere Verknüpfung der jüdisch-christlichen Arbeit mit den wichtigen Themen der Ökumenischen Bewegung: Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Auch der erfahrungsbezogene Ansatz der feministischen Theologie könnte einen belebenden Effekt auf das christlich-jüdische Gespräch haben. In den USA gibt es seit mehr als 30 Jahren eine umfangreiche jüdisch-feministische Literatur. Davon ist kaum etwas in Deutschland angekommen. Begegnungen mit jüdischen Feministinnen, z.B. Susannah Heschel, haben hierzulande aber große Begeisterung geweckt auch bei ZuhörerInnen, die vorher nie Interesse am Dialog mit dem Judentum zeigten. Interessant wären auch Be-

gegnungen in Berufsgruppen, zum Beispiel Lehrer- oder Theaterprojekte.



Ich wünschte mir manchmal andere Formen der Begegnung, zum Beispiel weniger Vorträge und mehr zum Erleben in den christlich-jüdischen Veranstaltungskalendern. Auch Zusammenarbeit ganz praktischer Art kann ich mir gut vorstellen. Damit ließen sich andere Zielgruppen als bisher erreichen.

Auch ein bisschen mehr Internationalität wäre mit Sicherheit ein Gewinn für unsere deutsche Dialogszene. Der von Amerika ausgegangene jüdische Diskussionsbeitrag zum Dialog »Dabru Emet« hat nicht zufällig bei uns so viel positive Resonanz hervorgerufen. Dieser Text spiegelt wider, dass anderswo das interreligiöse Klima ganz anders ist, und weckt die Sehnsucht, davon auch hier etwas zu erleben.

4. Mein letzter Wunsch ist der schwierigste. Ich wünsche mir, dass Israel ein Thema bleibt. Mein Gefühl ist, dass die Bereitschaft, sich mit der Situation in Israel zu befassen, weniger wird - aus Hilflosigkeit und Frustration, vielleicht auch aus Erschöpfung. Es sind immer die gleichen schrecklichen Nachrichten, die aus der Region zu uns kommen.

Wir haben in der jüngsten Vergangenheit in Deutschland mehrfach erlebt, wie leicht sich der Nahostkonflikt für politische Zwecke instrumentalisieren lässt.

Auch der Antisemitismus ist längst nicht überwunden. Er findet ein neues Publikum über das Internet und verbindet sich auf unheilvolle Weise mit dem Thema Israel.

Ich wünsche mir, dass Christen und Juden gemeinsam für eine faire Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen Situation in Israel und Palästina eintreten und den Missbrauch der Religionen für den gewaltsamen Kampf zurückweisen. Ich wünsche mir auch den Mut, Koalitionen mit islamischen und anderen Gruppen einzugehen, wenn dies dazu hilft, Feindbilder abzubauen. Ich wünsche mir, dass wir in Deutschland den Stimmen auf beiden Seiten des Konflikts, die zum Gespräch bereit sind, Gehör verschaffen, damit die Debatte nicht in Stereotypen stecken bleibt.

Mein Fazit: Der Bedarf an christlich-jüdischen Beziehungen ist da - allerdings mit anderen Akzenten als in der Vergangenheit.



Selbstreflexion statt Fundamentalismus – Ein biografisches Statement zur Notwendigkeit des christlich-jüdischen Gesprächs

Von Gabriele Kammerer

»Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand«, Tagung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und der Konrad-Adenauer-Stiftung im Bildungszentrum Eichholz, Wesseling, 20. – 22. 10. 2003. Die Autorin ist Journalistin in Berlin.

Als Chronistin des christlich-jüdischen Gesprächs - ich habe zwei Bücher zu den Entwicklungen seit 1945 geschrieben - konnte ich feststellen, in wie hohem Maß dieses Gespräch durch die Lebensgeschichten und die Prägungen der Beteiligten gestaltet wird. In diesem Lebensbezug sehe ich ein starkes Argument für die bleibende Relevanz der christlich-jüdischen Beziehungen. Der Dialog bedeutet eine Herausforderung an die je eigene Biografie und Identität: Für die ernsthaft Beteiligten wird es unmöglich, das Eigene zum Maß aller Dinge zu machen. Selbstreflexion tritt an die Stelle von Fundamentalismus. Dieses Argument will ich anhand von eigenen Prägungen, also Einblicken in die Biografie einer christlichen Theologin der jüngeren Generation, ausführen.

Als Kind hat für mich in den Geschichten des »Alten Testaments« immer die Sonne geschienen, im »Neuen Testament« war eher graues Wetter. Die Religionslehrerin meiner Grundschulzeit hat uns Mazzen mitgebracht und Sand aus Israel, den wir anfassen durften. Ich bin in Württemberg aufgewachsen, und meine religiöse (christlich: protestantische) Sozialisation enthält eine Ambivalenz gegenüber dem Judentum und eine Gefahr, die auch den christlich-jüdischen Dialog begleitet - genauer gesagt die Christen, die sich in diesem Dialog engagieren. Und deswegen will ich zunächst davon erzählen. Ich habe eine große Offenheit, Aufgeschlossenheit und ein Interesse für die Geschichten der hebräischen Bibel, für das Judentum und für das Land Israel erlebt. Und gleichzeitig christliche Arroganz und eine gehörige Portion Dogmatismus. In meiner Heimat wissen die Christen ziemlich genau, wo ihr Platz ist - ganz wörtlich auch im Kirchengebäude. Eben jene Religionslehrerin hat uns erklärt, dass Jesus dann wiederkommt, wenn alle Menschen dieser Welt gleichzeitig daran denken. Von der Aggressivität, die in dieser Jesusliebe steckt, haben all jene einen Eindruck, die beim Stuttgarter Kir-

chentag 1999 die elenden Diskussionen um die Judenmission erleben mussten.

Ich will nicht die Schwaben schlecht machen und auch nicht ihre Frömmigkeit. Erst spät in meiner Beschäftigung mit der Geschichte des christlich-jüdischen Dialogs habe ich gelernt, dass die pietistischen Judenmissionare die ersten neuzeitlichen Christen waren, die sich dem Judentum überhaupt zugewandt haben. Und als ich lernte, dass die Kirche nicht an die Stelle des Volkes Israel getreten sei, war das in einer schwäbischen Kirche, von einem württembergischen Pfarrer. Ich will nur andeuten, mit welchen Traditionen auch meine Generation noch aufgewachsen ist.

Wenn ich von »meiner Generation« spreche, dann meine ich damit eine Art »dritte Generation«. Bezogen auf den christlich-jüdischen Dialog (und vielleicht in etwas kürzeren Generationen gerechnet als dreißig Jahre), sind wir nach der Generation, die die ersten Schritte getan hat und jener, die die Erkenntnisse in die Breite getragen hat, diejenigen, die das Glück haben, dass uns vieles schon gesagt und vorgedacht und teilweise auch vorgelebt wurde. Ich wurde drei Jahre nach »Nostra Aetate« getauft und drei Jahre nach dem Rheinischen Synodalbeschluss konfirmiert. Bezogen auf eine »Theologie nach Auschwitz« sind wir die Enkel jener Generation, die im so genannten Dritten Reich erwachsen war.

Wir konnten also sehr viel wissen - das neue Problem, das damit auftritt, ist mancherorts eine gewisse Übersättigung mit Fragen sowohl des christlich-jüdischen Dialogs als auch der Beschäftigung mit der Shoah und auf jeden Fall der Verlust jenes Schwungs, den ganz neue Themen mit sich bringen.

Dennoch bleiben uns viele Themen und Aufgaben erhalten, die vor vierzig oder zwanzig Jahren genau so schon auf der Tagesordnung standen. Der Dialog ist kein Weg, dessen Errungenschaften gleich Kilometerzahlen vermerkt werden könnten. Er ist nur dort erfolgreich, wo er sich ereignet - offensichtlich in jeder Generation neu. Banal gesprochen: Wenn meine Eltern eine glückliche Ehe führen, heißt das noch lange nicht, dass mir das auch gelingt.

Der »alttestamentarische Rachegott« geistert noch immer durch die Gazetten. Und selbst im engeren Kreis der Bemühten werden immer wieder dieselben Felder beackert, die ich nur kurz und schlagwortartig streifen kann: der ungekündigte Bund (praktisch: das Nein zur Judenmission), Christologie, die Einheit von Gerechtigkeit und Liebe (oder: die Frage nach Gesetz und Evangelium), Lesarten der Bibel, das Land Israel und die ganze Komplexität des Nahost-Konflikts, Gottesdienst (als liturgische und politische Angelegenheit). Und schließlich prägt das theologische Arbeiten und Fragen immer noch, dass es in einer Situation »nach Auschwitz« stattfindet.

Damit will ich zu dem kommen, was meine Generation Neues in den Dialog einbringen könnte.

■ Zum einen meine ich bei meinen christlichen Altersgenossen eine größere Nüchternheit in Glaubensdingen ausmachen zu können. Dass der christliche Glaube durch Auschwitz in seinen Fundamenten erschüttert ist, ist für Menschen nicht mehr in dem Maße als persönliche Erschütterung erlebbar, die in einer Gesellschaft aufgewachsen sind, die das Christentum immer weniger als Fundament wahrnimmt. Ich glaube übrigens, dass trotz der Krise der (vor allem protestantischen) Innerlichkeit die Verschiedenheit der Gottes- oder Weltbezüge oder der »Spiritualitäten« im christlich-jüdischen Gespräch noch nicht genügend Thema geworden ist. Ich erinnere mich an ein Podiumsgespräch zwischen der lutherischen Bischöfin Margot Käßmann und Frau Rabbiner Bea Wyhler irgendwo in Niedersachsen. Nachdem die Christin sich dazu hatte herausfordern lassen, ihren persönlichen Glauben in einigen knappen Sätzen zu umreißen, wurde die Jüdin um ein ähnlich handliches Bekenntnis gebeten. Es breitete sich im überwiegend christlichen Auditorium ein unruhiges Befremden aus, als die einfach zu erzählen begann, und zwar vom Auszug aus Ägypten.

■ Zweitens ist meine Generation radikaler, was das Durchleuchten der biografischen Zugänge zur »Theologie nach Auschwitz« angeht. Die christliche Solidarisierung mit den Opfern der Shoah gerät jetzt oft in den Verdacht, von den eigenen Leuten, nämlich den Tätern ablenken zu wollen. Diesen gilt verstärkt die Aufmerksamkeit der jüngeren christlichen Theologen. »Von Gott reden im Land der Täter« heißt beispielsweise ein Aufsatzband aus dem Jahr 2002, in dem »theologische Stimmen der dritten Generation seit der Shoah« zu Wort kommen (hg. von Katharina von Kellenbach, Björn Krondorfer und Norbert Reck

in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt). Auch das ist kein ganz neues Motiv. Die Aktion Sühnezeichen etwa wurde ganz bewusst gegründet, weil jüngere Menschen die Hypothek der Taten ihrer Eltern tragen sollten und wollten. Sicher ist aber, dass im christlichen Bereich über Jahrzehnte eine Vergebungstheologie überwogen hat, die die Täter schützte, statt sie zu benennen. Dem setzt meine Generation explizit eine »Tätertheologie« (N. Reck) oder eine »Theologie in der Nachfolge der TäterInnen« (K. von Kellenbach) entgegen.



Zum einen meine ich bei meinen christlichen Altersgenossen eine größere Nüchternheit in Glaubensdingen ausmachen zu können. Dass der christliche Glaube durch Auschwitz in seinen Fundamenten erschüttert ist, ist für Menschen nicht mehr in dem Maße als persönliche Erschütterung erlebbar, die in einer Gesellschaft aufgewachsen sind, die das Christentum immer weniger als Fundament wahrnimmt.

Ich denke allerdings, dass hier noch weitergedacht werden kann und sollte. Hier werde ich etwas hypothetisch und schneide lediglich Fragen an, die ich an den Fokus auf die Täter habe. Ich habe erlebt, dass es unter den Theologen, die zu den Tätern forschen, eine große Scheu gibt, über die Vertreibungsgeschichte der eigenen Familie zu sprechen. Woher, so frage ich mich, kommt die Scham, über die eigenen Eltern als Opfer zu sprechen? Nun ist das Leiden der Deutschen, sei es im Bombenkrieg, sei es durch die Vertreibung, in letzter Zeit oft Thema gewesen, meist in propagandistischer, aufrechnender, entschuldigender Weise. Die aggressive Larmoyanz der deutschen Opfer ist mir zuwider - sie wird zur beschriebenen Veränderung der Blickrichtung beigetragen haben.

Es erscheint mir nötig, das Thema »Nationalität und Theologie« anzugehen und dabei die starre Täter-Opfer-Dichotomie zu überwinden. Vielleicht könnte der Widerstand ein Anknüpfungspunkt sein (für manche Juden kurz nach 1945 war es so, Leo Baeck etwa sagte: »Jetzt haben auch die Christen wieder ihre Märtyrer«). Allerdings dürfte es nicht nur um den erfolgten Widerstand gehen, sondern mindestens ebenso um den versäumten. Die Frage hieße dann nicht mehr so sehr: »Warum habt ihr das getan?« als vielmehr: »Warum habt ihr nichts getan?« Ist diese Frage noch schwerer zu stellen? Ist die Einsicht in die Passi-

vität der Eltern und Großeltern noch schwerer auszuhalten als in ihre verbrecherische Aktivität?


Bis jetzt habe ich noch kaum über die Beziehung von Christen und Juden gesprochen. Dafür gibt es mehrere Gründe. In meiner Auseinandersetzung mit der Geschichte des christlich-jüdischen Dialogs haben mich immer wieder die Christen interessiert, ihre Geschichte mit diesem Dialog, ihre lauterer oder unlauteren Motive. Ich entdecke bei mir immer wieder eine Scheu davor, Juden mit mir, mit uns Christen zu beschäftigen. Diese Scheu ist vielleicht selbst nicht ganz lauter, weil ich mich so selber auch weniger zeigen muss. Aber ich bin überzeugt davon, dass der christlich-jüdische Dialog eine Herausforderung an die Christen bedeutet, und zwar auch 2003 noch. Robert Raphael Geis hat aus dem Streit über die Judenmission im Kirchentags-Arbeitskreis Juden und Christen 1963/64 kurzzeitig die Folgerung gezogen, die Juden seien wohl zu früh dazu gekommen, da müssten die Christen noch etwas klären.

Eine ähnliche Folgerung zog Edna Brocke im Zweiten Golfkrieg 1991, als sie feststellte, die christliche Identität sei immer noch nicht geklärt. Und noch ein paar Jahre später hat Chana Safrai enttäuschten christlichen Akademiegängern erklärt, dass sie mit ihnen arbeite, sei eine Art Prävention: »damit ihr uns nicht wieder totschatzt«. Die Forderung, dass Christen ihre Identität so zu formulieren lernen, dass sie das Judentum als Negativfolie nicht brauchen, ist alles andere als originell oder neu. Sie ist aber immer noch nicht eingelöst. Die Mühseligkeit der Arbeit an einer neuen christlichen Identität, gegen hergebrachte

Klischees, hat Klaus Wengst in Anlehnung an eine Redensart seiner westfälischen Heimat auf den Punkt gebracht: »Was er mit den Händen aufbaut, reißt er mit dem Hintern wieder ein.«

Noch einmal aber zu den Beziehungen. Ich halte das Gespräch, die Beziehungen zwischen Christen und Juden für unabdingbar. Und zwar aus zwei Gründen.

»Das Judentum« darf für die Christen nicht zur pädagogisch hilfreichen Bewährungsprobe werden oder gar zum Modellfall für den Umgang mit »dem Fremden« schlechthin. Es gibt Christen, und nicht wenige, die nach Jahrzehnten des christlich-jüdischen Dialogs nun zum christlich-muslimischen weiterziehen. Und schon seit den Anfängen des organisierten Kontaktes - dafür steht gerade die Geschichte des Koordinierungsrates mit der amerikanischen Tradition, die er aufnimmt - war das christliche Umgehen mit Juden Beispiel und Ansporn für das Engagement gegen Rassismus und Ausgrenzung generell. Ich will diesen Transfer nicht verurteilen, will aber dennoch konkreten Beziehungen zwischen Christen und Juden das Wort reden, und zwar persönlich konkret und theologisch konkret.

Die persönliche Bereicherung lässt sich nicht allgemein beschreiben. Eine theologische Bereicherung sehe ich in der schlichten Wiederentdeckung des Reichtums der gemeinsamen Tradition. Damit spreche ich wieder die Christen an, die wir Gefahr laufen, die weltgestaltende Kraft der Bibel aus den Augen zu verlieren. Für uns ist die jüdische Tradition eine Bereicherung. Mit dieser Asymmetrie möchte ich schließen. 

Von den »Vorarbeiten« zur »Bewährung« – Nimmt der »Bedarf« für christlich - jüdische Beziehungen ab?

Von Dr. Ansgar Koschel

»Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand«, Tagung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und der Konrad-Adenauer-Stiftung im Bildungszentrum Eichholz, Wesseling, 20. – 22. 10. 2003. Der Autor ist Direktor der Rabanus Maurus Akademie, Frankfurt/Main

»Der Bedarf für christlich-jüdische Beziehungen nimmt ab. Das gilt für beide Seiten.« So schrieb

Prof. Dr. B. Schaller in der »Allgemeinen Jüdischen Wochenzeitung« zur Woche der Brüderlichkeit 2003. Resümierend? Provozierend?

1. War der Bedarf je größer? Hat er je zugenommen? Zugenommen hat er zweifelsohne nach der Schoah - aus der Erkenntnis, dass Nicht-Beziehungen zur Katastrophe beigetragen haben, bzw. dass vorhandene Beziehungen nicht stark genug waren. - Eine Lehre auch für Gegenwart und Zukunft?

Was z.B. in den Seelisberger Thesen (1948) und in den Schwalbacher Thesen (1949) formuliert wurde, das wurde aufgegriffen, in der Religionspädagogik fruchtbar gemacht. Es blieb nicht die Erkenntnis weniger.

Politisch gab es Bedarf im Interesse der »Wiedergutmachung«.

Als das Ausmaß der Schoah Anfang der 60er Jahre durch Auschwitz- und Eichmann-Prozesse in breiterer Öffentlichkeit bekannt bzw. thematisiert wurde und von daher Sühne-Zeichen und Israelfahrten begannen, nahm der Bedarf für christlich-jüdische Beziehungen zu, Beziehungen, die sehr oft mit Juden außerhalb Deutschlands gepflegt wurden und noch werden.. Die wenigen in Deutschland lebenden Juden wurden eher übersehen; man sah jüdische Friedhöfe und ehemaligen Synagogen und pflegte sie. Das jedoch deckte einen Bedarf auf:

- zu erfahren, welches Leben Juden vor der Schoah hier führten, wie sie lebten;
- Zeichen des Schuldbekenntnisses, der Sühne und der Versöhnung zu setzen (Dabei wurde erst bewusst, welch unterschiedliches Verständnis »Versöhnung« bei Juden und Christen hat.)

In der ersten Nachkriegszeit gab es Juden, die die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (CJZ) als neue geistige Heimat sahen, weil sie dort demokratisch gesinnte Christen suchten. Sie wurden weniger; sie starben.

Für die Generation derer, die Deutschland als dem Land der Täter noch skeptisch gegenüberstanden und daher noch auf ihren Koffern saßen, war der Bedarf sicherlich nicht sehr groß.

„ Christlicherseits kann ich gegenwärtig eher einen Bedarf an Information, Dialog und Begegnung mit dem Islam feststellen. Muslime werden dabei in einem weiten Spektrum gesehen: von unheimlichen, gefährvollen Gegenübern bis zu Opfern des »Westens«, als deren Agent im Nahen Osten Israel angesehen wird.

In den Gesellschaften für CJZ, in ähnlichen kirchlichen wie gesellschaftlichen Gruppen gab es viel Aufklärungsarbeit, Information, geistige Begegnung, doch wenig Zusammen-Arbeit zwischen Juden und Christen. Auch nach der starken Vergrößerung der jüdischen Gemeinden auf Grund

der »Wende« (1989) sagen jüdische VertreterInnen auch heute: Lasst uns in Ruhe. Wir müssen unser Eigenes besorgen.

Bleibt für Christen / Nicht-Juden nur, ein wohlwollendes Verständnis bei gleichzeitiger Kontaktlosigkeit /-armut füreinander zu haben?

2. Zunächst mein Eindruck: Der offensichtliche Bedarf, der auf den ersten Blick also, nimmt ab. Für viele Zeitgenossen sind Juden außerhalb ihres Blickwinkels: Sie haben keinen Kontakt mit ihnen; sie kennen keine Juden persönlich bzw. im näheren Umfeld. Nur aus der Ferne - oder buchstäblich aus dem Fernsehen - kommen sie ihnen (scheinbar) näher. - Andere möchten Juden aus ihrem Blickwinkel heraushalten, vielleicht persönliche, familiäre, berufliche oder auch kirchliche Geschichte verdrängen.

Christlicherseits kann ich gegenwärtig eher einen Bedarf an Information, Dialog und Begegnung mit dem Islam feststellen. Muslime werden dabei in einem weiten Spektrum gesehen: von unheimlichen, gefährvollen Gegenübern bis zu Opfern des »Westens«, als deren Agent im Nahen Osten Israel angesehen wird.

Ein kleines Beispiel: Beim diözesanen Katholikentreffen des Bistums Limburg am 13.09.03 organisierte ich eine fachlich hoch qualifizierte Führung auf den jüdischen Spuren in Frankfurt; es kamen nur zehn Teilnehmende; zu einem ebenfalls von mir organisierten Moscheebesuch kamen 60 Teilnehmende - bei gleicher Werbung! Einblicke in das Leben der Jüdischen Gemeinde, gegeben von den Leiterinnen der jüdischen Schule, der Wohlfahrtsstelle und des Kindergartens, fanden ebenfalls ein mäßiges Interesse. (Groß war das Interesse - und wohl auch der Bedarf - an einer Diskussion über »Das Kreuz mit dem Kreuz«; Prof. Dr. Micha Brumlik war dabei.)

In der Gemeindepastoral erscheint Judentum und christlich-jüdisches Verhältnis weithin als Spezialthema. Ich befürchte, die wegweisenden Aussagen des gegenwärtigen Papstes - wie auch die von Kardinal Kasper und einiger Bischöfe - verleiten eher dazu, zu denken: Jetzt ist ja alles gesagt. Sie inspirieren selten zu eigenem Handeln. Andere Aussagen kirchlicher Obrigkeiten - evangelisch oder katholisch - wiederum bestärken Christen und hauptamtliche pastorale Mitarbeiter in ihrer immer schon geübten Interesselosigkeit bzw. in ihrer Distanz oder Ablehnung.

Auch das Interesse am Judentum als kultureller Größe scheint mir abzunehmen - mit der Abnahme der alt gewordenen Generation der Interessierten.

Ein Beispiel aus der Diözesanversammlung des Bistums Limburg (1998), bei der immerhin beschlossen wurde, eine »Projektgruppe Kirche und Synagoge« einzurichten; eine Mitarbeiterin schreibt: »Ich habe... eine Arbeitsgruppe zum Thema ‚Segen im Judentum‘ geleitet und musste bald feststellen, dass dieses Thema - wie viele andere Themen im interreligiösen Dialog - nicht das vorhandene Thema der Beteiligten war. Damals wurde mir klar, dass das Engagement im interreligiösen Bereich für viele kein Thema ist, das auf der Hand liegt, sondern vielmehr ein Thema, für das erst Interesse geweckt werden muss. Es entstand der Eindruck, als sei die Leitung viel weiter als die Basis und habe den Kontakt zu ihr verloren. Überspitzt gesagt: Die obere Etage spricht über Zusammenarbeit, während die untere verzweifelt, weil ihr die eigenen Leute weglaufen.« *(Diese Projektgruppe erstellte auf Grund eines per Fragebogen festgestellten Bedarfs eine siebenteilige Handreichung, aus deren 7. Heft ich zitierte, S. 43)*

3. Wenn ich Bedarf mit Befriedigung von Bedürfnissen verbinde, muss ich - weithin - konstatieren: der Bedarf nimmt ab.

Doch für andere kommen Juden heute wieder in den Blick als neue Nachbarn,

- zugewandert aus Ländern des ehemaligen Ostblocks,
- Juden aus verschiedenen Ländern der Erde, die (wieder) in Deutschland leben und arbeiten,
- Menschen, die ihre jüdische Herkunft neu entdecken.

Neue Entwicklungen, Ereignisse, Verhältnisse wecken neuen Bedarf!

Im interreligiösen Dialog - namentlich in so etwas wie Abrahamischen Foren - bedarf es der Mitwirkung von Juden und Christen vor allem, wenn sie etwas über ihre Lernerfahrungen, über ihre Probleme und Perspektiven, bei der Zusammenarbeit sagen können. So bin ich dankbar, dass der jüdische Präsident des Deutschen Koordinierungsrats, Landesrabbiner Brandt, bei einer ersten Tagung der Evangelischen Akademie Arnoldshain und der Katholischen Akademie Rabanus Maurus mit über 50 Imamen des DITIB darüber gesprochen hat.

Der »Trialog« in Akademien und in der Erwachsenenbildung und das Auftreten von Abrahamischen Teams vor SchülerInnen und StudentInnen wirkt gegen die Verdrängung der Religion(en) aus der Öffentlichkeit; sie weist auf gemeinsame Fragestellungen, Probleme und Verheißungsgehalte hin. Es geht darum,

- dass hier und jetzt lebende Menschen aus diesen Religionen Verstehen finden und Perspektiven erhalten,
- dass sie nicht quasi wie unliebsame Vertreter »islamischer« Staaten oder Israels angesehen und behandelt werden,
- dass sie Religionsfreiheit erfahren, wie sie in unser Grundgesetz eingebettet ist. Hier sehe ich einen gemeinsamen Bedarf, der nicht zuletzt dem inneren wie äußeren Frieden dient. Dass dies vom Bundesministerium des Innern und der Bundeszentrale für politische Bildung gefördert wird, ist nur konsequent.

Ich sehe Bedarf des gegenseitigen Kennenlernens der Heiligen Schriften. Das ist ein Dienst gegen Unterstellungen und Einseitigkeiten, für Entdeckung des Reichtums, der Ähnlichkeiten wie auch der wirklichen - nicht der vermeintlichen - Unterschiede. In Frankfurt lasen Juden, Christen und Muslime (unterschiedlicher Richtung) an sechs Abenden zu sechs Themen (wie Barmherzigkeit, Frieden) Texte aus ihren Heiligen Schriften und führten darüber ein Gespräch.

Ich freue mich über Initiativen wie die von der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK), die Art der Weiterführung ihres Programms »Lade deinen Nachbarn ein« mit jüdischen und muslimischen Partnern zu diskutieren und unter ihrer gleichberechtigten Beteiligung weiterzuführen. Ähnliches unternimmt die »Aktionsgemeinschaft Dienste für den Frieden« (AGDF), die Friedensorganisationen zu gemeinsamen interreligiösen Projekten an deinen Tisch bringt.

Solche Initiativen zeigen Einsicht in den Bedarf. Es geht dabei um Arbeiten, nicht nur um Vorarbeiten. Sie führen sicher dann auch zu Rückfragen nach dem Verständnis der Kooperationspartner und zur Frage: Warum arbeitest Du mit uns zusammen?

Wir haben Bedarf nach gesellschaftlicher Erneuerung in verschiedenen Bereichen, nach Modellen des interreligiösen Zusammenlebens, z.B. im Bildungsbereich. Ich habe erfahren, dass uns z.B.

Martin Buber Impulse geben kann - Juden, Christen und auch Muslimen. Menschen, die sich von ihm inspirieren lassen in ihrer Praxis als LehrerIn, ErzieherIn, als BildungsreferentIn oder StudienleiterIn erkennen: Es ist sinnvoll, sich in einer Situation erkannten Bedarfs von Quellen anderer erquicken zu lassen. Mir machte das eine entsprechend angelegte Akademietagung deutlich. (Texte werden demnächst veröffentlicht.)

Was Leo Baeck, der große Lehrer des Judentums, in Theorie und Praxis von Erziehung bedeuten kann, wird mir aus dem Kontakt mit dem Leo-Baeck-Erziehungszentrum in Haifa und mit Wissenschaftlern deutlich, die zum Deutschen Judentum forschen.

Schließlich -aber nicht abgezweckt - ist für christlich - jüdische Beziehungen wichtig, was P. Johannes Paul II. in seinem Schuldbekenntnis vom März 2000 die »Reinigung des Gewissens« nannte. Gesprächspartner haben ein Recht darauf zu erkennen, wie ich zur Vergangenheit meiner Kirche / Religionsgemeinschaft stehe und was das für mein und ihr Handeln in der Gegenwart bedeutet. Die eigene Anerkennung von Schuldverstrickung (und der Wille, neue/andere Wege zu gehen), befreit zur Begegnung; sonst bleibt sie belastet.

Aus solcher Erkenntnis heraus haben wir im Bistum Limburg eine »Projektgruppe Kirche und Synagoge« gebildet, die soeben eine siebenteilige Handreichung herausgegeben hat, dem durch Fragebogen erhobenen Bedarf der Gemeinden gemäß.

4. Ich habe Ihnen einige Beispiele genannt, die zeigen mögen: es gibt einen Bedarf an Dialog, an Kooperation in Projekten. Bedarf ist bleibend auf Grund von Generations- und Situationswandel. Entsprechend sind dann je neu und anders, angemessen also Probleme zu bearbeiten und Projekte zu entwerfen, heute z.B. unter der Frage

- der aktiven Solidarität mit jüdischen Gemeinden bei der Integration der Zuwanderer,

- der gemeinsamen wie je eigenen Gestaltung und Erhaltung des religiösen Lebens unter dem Vorzeichen der Verfassung der Bundesrepublik Deutschland,
- der Vorurteilserkennung, -aufdeckung und -abwehr durch die Praxis der Begegnung bzw. Kooperation,
- der Vermittlung eines Grundbestandes von Wissen über die drei monotheistischen Religionen in Schule, Erwachsenenbildung... und ihrer Bezüge zueinander,
- der Zukunftsprobleme und -chancen, wie sie sich etwa zeigen in der Bioethikdebatte oder bei der europäischen Integration.

Sie merken: Es geht um Arbeit – mit - und zugleich füreinander! Zum Teil sind dabei sicherlich noch Vor-Arbeiten zu leisten bzw. nachzuholen, etwa durch behutsame Kontaktsuche.

Abschließend möchte ich zitieren aus dem Bischofswort »Gerechter Friede«, der ein eigenes Kapitel enthält über das »Verhältnis zum Judentum« (Nr. 184-186):

»Kirchen und Christen sind dazu aufgerufen, aus dem Geist der Geschwisterlichkeit heraus alles zu tun, dass jüdische Menschen Deutschland als ein Land erfahren, in dem sie willkommen sind, ihre jüdische Identität ohne Bedrängnis leben können und ihre innere Verbindung zum Land Israel ohne Infragestellung ihres Bürgerseins in Deutschland respektiert wird. Jede judenfeindliche Äußerung und Handlung sollte unseren Einspruch und Protest erfahren. Auch wir selbst müssen immer wieder prüfen, inwieweit wir in unseren Äußerungen gefangen sind in über Jahrhunderte hinweg wirkenden antijüdischen Einstellungen. Im Einsatz für die Verwirklichung der Menschenrechte ist die Geschichte des Antijudaismus und Antisemitismus zu erinnern. Von daher gilt es, alle Verfolgungen gegen irgendwelche Menschen und alle ‚Hassausbrüche‘ zu verwerfen (Nostra Aetate Nr. 4) und stattdessen für einen gerechten Frieden mit den in der eigenen Gesellschaft lebenden Anderen zu arbeiten.«



Hat die christlich-jüdische Zusammenarbeit eine politische Perspektive?

Von Prof. Dr. Rita Süßmuth

»Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand«, Tagung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und der Konrad-Adenauer-Stiftung, Wesseling, 20. – 22. 10. 2003. Die Autorin ist Bundestagspräsidentin a.D.

In den Augen einiger Menschen besteht wenig Anlass, den christlich-jüdischen Dialog fortzusetzen. Insbesondere die junge Generation scheint nur noch geringes Interesse daran zu haben. Für mich ist weder das Eine noch das Andere Anlass, das Gespräch zu beenden. Im Gegenteil: Ich bin überzeugt, dass dieser Dialog zwischen den Religionen heute genauso notwendig ist, wie zu dem Zeitpunkt seiner Entstehung. Ausgangspunkt war und ist es, sich besser miteinander zu verstehen. Dabei geht es nicht nur um das Erinnern von Brutalem und Schrecklichem. »Dialog« bedeutet Zuwendung, Verstehen.

Ich bin selbst als junger Mensch nur an das Neue Testament herangeführt worden, nicht an die Bibel. Mir war lange Zeit gar nicht bewusst, dass das Christentum auf der Säule nicht nur der Antike, sondern des Judentums steht. Die Bibel zu lesen, richtig zu lesen - das habe ich erst im Alter von etwa vierzig Jahren gelernt. Vorher hatte ich die bekannten Vorurteile über das Judentum: Religion der Rache, des Gesetzes - nicht der Liebe. »Auge um Auge, Zahn um Zahn.« Dabei war es der von mir sonst hochgeschätzte Luther, der mit Vorurteilen gegen Juden und die jüdische Religion nicht gespart hat.

Ich möchte gerne einmal eine längere Zeit in Israel verbringen. Ich möchte verstehen, was das spezifisch Geistige und das Intellektuelle des Talmuds ausmacht. Oftmals sagen wir: Das sind einfach intelligente Leute. Doch dieser Esprit, die Klugheit, das ist nicht, wie es so schön heißt, »vom Himmel gefallen«. Das hat etwas mit Lernprozessen zu tun, mit der Art, wie Juden Exegese betreiben: in Denkfiguren und Bildersprache; eine ganz andere Herangehensweise, als wir sie aus der christlichen Theologie kennen.

Die Christen sind von einem solchen, nicht nur theologischen, sondern kulturellen Verständnis des Judentums, weit entfernt. Das ist eine multi-kulturelle Gesellschaft mit einigen west- und vie-

len osteuropäischen Elementen. Auch wird Israel immer stärker durch die arabische Kultur geprägt, da das Europäische quantitativ in der Bevölkerung zurückgeht. Auch unsere christliche Anwesenheit spielt eine Rolle. Aber der Schritt Johannes Paul des Zweiten in die Synagoge, der ein historischer war und bleibt, bedeutet nicht, dass das Verhältnis zwischen Juden und Christen so ist, dass wir sagen könnten: Wir sind vertraut miteinander.

Um dorthin zu gelangen, müssen wir erst einmal diese Kultur »erkennen«; mit ihrem Reichtum, ihren Besonderheiten, mit ihren außergewöhnlichen Leistungen in Wissenschaft und Kunst. Das braucht Zeit. Ich selbst habe mich viele Jahre damit beschäftigt und entdecke immer wieder etwas, was ich noch nicht wusste.

Und es braucht eines: Sensibilität. Als ich das erste Mal erfuhr, dass es noch 1968 in Polen Judenpogrome gab, wollte mir das einfach nicht in den Sinn; ein Volk, welches von sich behauptet, prosemistisch zu sein. Doch auch der polnische Katholizismus hat seine Vorurteile gegenüber dem Judentum. Es ist dem jetzigen Staatspräsidenten zu verdanken, dass sich hier etwas ändert.

In Deutschland ist der Dialog mit den Juden sicherlich am schwierigsten zu führen. Ich selbst habe mich auch oft gefühlt wie auf dem Glatteis, habe um die richtigen Worte gerungen, um keine Irritationen auszulösen. Doch was für Deutschland gilt, gilt in anderer Weise - damit jetzt keine falschen Zungenschläge aufkommen - auch für andere Nationen. In Frankreich erleben wir gegenwärtig eine starke Auseinandersetzung zwischen Muslimen und Juden, wobei man wissen muss, dass in Frankreich etwa 700.000 Juden und 6 Millionen Muslime leben. Hier wirkt sich der israelisch-palästinensische Konflikt viel stärker aus, als das bei uns der Fall ist. Und auch hier gilt: Der Dialog muss fortgesetzt werden.

Doch weshalb erleben wir überhaupt noch Antisemitismus, Rassismus und Ausländerfeindlichkeit? Warum steht der Dialog zwischen der christlichen und der jüdischen Religion auf dem Prüfstand - nach allem, was geschehen ist? Ganz einfach: Wir können nicht einen Impetus, der in

einer ganz bestimmten zeitgeschichtlichen Situation entstanden ist, mit dem schlichten Verweis darauf bewahren, dass wir ihn einmal gegründet haben.

In den 1950er Jahren war der christlich-jüdische Dialog, seien wir ehrlich, eine Frage der geistigen Eliten, keine Breitenbewegung in der deutschen Bevölkerung. An den Universitäten gab es reichlich Gelegenheit, den Anderen zu entdecken. Wir hatten damals etwas, was heute out ist: das Studium generale. Ob in Tübingen oder Münster, dieser Ansatz einer umfassenden Breitenbildung wurde quer durch die Fakultäten wahr genommen, dank der Philosophen, der Theologen und anderen Personen aus Kunst und Kultur.

„ Viele in unserer Gesellschaft meinen, im christlich-jüdischen Dialog ginge es nur darum, die Schoah aufzuarbeiten. Das war aber nicht das Kernanliegen.

Heute ist das anders. Das Studium ist ausgerichtet auf die Verwertbarkeit im Beruf. Da können wir es den jungen Leuten nicht verübeln, dass sie nicht mehr an die Humboldt-Universität gehen, sondern an die neue amerikanische Universität. Wir können die junge Generation nicht für uninteressiert halten, wenn wir selbst eine Weichenstellung vornehmen, die ihnen kaum noch Raum lässt, einen freien, unabhängigen Geist zu entwickeln.

Viele in unserer Gesellschaft meinen, im christlich-jüdischen Dialog ginge es nur darum, die Schoah aufzuarbeiten. Das war aber nicht das Kernanliegen. Wenn ich mit jungen Menschen spreche, etwa im Rahmen der intensiven Erinnerungsarbeit in der Konrad-Adenauer-Stiftung, höre ich immer wieder das Eine: Junge Deutsche wollen zukunftsbezogen arbeiten. Wenn ihnen das erlaubt ist, sind sie bereit, Geschichte aufzuarbeiten.

Doch es geht nicht nur um die Wiederbelebung eines Bildungsansatzes und eine auf die Zukunft gerichtete Auseinandersetzung mit unserer Jugend. Es geht auch um die »große Politik«: Ein Scheitern der Weltmacht USA und ihrer Verbündeten im Irak wäre unser aller Scheitern, das Scheitern unserer westlichen Werte. Dasselbe gilt auch für den Nahen Osten. Wir stehen in dieser Weltregion vor fundamentalen Fragen, welche die Menschenrechte und die Menschenwürde betreffen - und zwar auf beiden Seiten. Die Menschen dort erwarten, dass wir uns einmischen, dass wir

mit dazu beitragen, dass es zu einer Lösung kommt. Allerdings verbinden sie diese Erwartung mit der Skepsis, ob wir Europäer wirklich rückhaltlos für die sichere Existenz Israels und Palästinas eintreten.

Die Haltungen zu Israel sind nicht einheitlich. Das zeigt schon ein Blick auf den letzten Wahlkampf in Deutschland. Ich war sehr froh, politisch gesprochen, dass die unheilvollen Äußerungen des Herrn Möllemann keine Zustimmung seitens der Wähler erfahren haben. Doch wir müssen wachsam bleiben. Es wäre unverantwortlich, das Reden und Tun der neuen radikalen Rechten zu unterschätzen. Das geplante Bombenattentat in München hat in aller Schärfe gezeigt, dass die Feinde Israels zwar eine kleine Minderheit darstellen, jedoch eine gut vernetzte und weit verzweigte.

Neben den Bombenattentaten gibt es auch geistige Brandstifter. Sie behaupten gebetsmühlenartig, es sei hierzulande nicht erlaubt, Israel zu kritisieren. Was für ein Unsinn! Kritik ist natürlich erlaubt, ja erwünscht. Nur, gehört es sich auch unter Freunden, auf das zu verweisen, was einen, bei aller Kritik, verbindet. Wenn das geschieht, wird Kritik auch nicht als antisemitisch oder antijudaistisch ausgelegt werden.

Mir persönlich haben bestimmte Vorgänge selbst sehr zu schaffen gemacht. Ich war wochenlang bedrückt, wusste nicht mehr, wie ich mich verhalten sollte, hatte zeitweilig Schwierigkeiten, meinen Freund Shimon Peres noch zu verstehen. Seine Aussage, alles getan zu haben, um Schlimmeres zu verhüten, konnte ich nicht nachvollziehen. »Was hast Du denn verhütet?«, habe ich ihn gefragt. Trotzdem sind wir nach wie vor Freunde. Wenn wir nicht kritisch und konstruktiv miteinander sprechen können, dann wird unsere Freundschaft nicht von Dauer sein. Das ist, wie wenn jemand sagt: »Ich habe einen Freund, mit dem habe ich noch nie gestritten.« Ich frage: Hält diese Freundschaft auch außerhalb von Schönwetterperioden?

Ich komme zu einem weiteren Punkt, der höchst kontrovers diskutiert wird. Friedliches Zusammenleben von Menschen, Nationen, Kulturen wird es nicht geben, wenn wir uns nicht über die christlich-jüdische Kultur hinaus dem Islam öffnen. Die Entfremdung der Religionen geht auch in Europa um, nicht nur in der arabischen Welt.


Es gibt viele, die meinen, europaweit dürften nur noch Angehörige der europäischen Kulturen ein-

wandern. Sie behaupten, alles andere bedeute eine Bedrohung unserer Zivilisation. Stichwort Kopftuch: In den aktuellen Auseinandersetzungen geht es um weit mehr als die Frage, ob eine Ordensschwester mit Ordenskleidung unsere Schulen betreten darf. Es geht in aller Schärfe darum, dass mit diesem Kopftuch eine andere, eine antizivilisatorische, antidemokratische Kultur verbunden wird. Viele Menschen haben hierzulande nur eines vor Augen: die fundamentalistischen Missbrauchsformen. Hier könnten gerade Israelis jüdischen Glaubens eine Stütze sein, um Brücken zu bauen, sowohl mit kritischen wie mit konstruktiven Vorschlägen zur Verständigung. Wenn israelische Politiker uns immer wieder sagen: »Hört mehr auf uns, wir kennen diese Probleme«, dann müssen wir antworten: »Wenn ihr es so gut kennt, helft uns zu verstehen.« Zur Zeit sehe ich hierfür allerdings wenig Chancen. Die politischen Verhältnisse sind zu verhärtet. Einstweilen bleibt es den christlich-jüdischen Gesellschaften vor Ort überlassen, ob sie solche »Trialoge« hinbekommen. Ich selbst höre viel von Vorsicht, Distanz, ja Ablehnung.

Solange das so bleibt, brauchen wir Personen des öffentlichen Lebens, die für den christlich-jüdischen Dialog, das christlich-jüdisch-muslimische Gespräch mit Entschlossenheit eintreten. Das kann keine Werbeagentur übernehmen. Außerdem sind nicht wir Westeuropäer die wirklichen Verfechter des kulturellen Europas. Das haben wir bei der Osterweiterung festgestellt: diese kommen aus den Beitrittsländern. Das Beste, was hierzu geschrieben worden ist, stammt von Erzbischof Muszinski aus Gnesen. Auf die

Frage, was wirklich unsere Werte zusammenhält, hat er nicht kurzatmig von Antike und Christentum gesprochen, sondern viel breiter über die unterschiedlichen Kulturen.

Wenn also nicht über Werbefeldzüge, wie dann? Erstens, politisch: mit dem Engagement politischer Persönlichkeiten - und zwar nicht nur als Preisträger für Toleranz, sondern in der öffentlichen Diskussion. Zweitens, durch die Akademien. Akademien waren schon immer Leuchttürme für Themen, die in der Zivilgesellschaft bearbeitet werden müssen. Auch unsere Universitäten müssen wieder solche Leuchttürme sein. Konkret: Die Kulturwissenschaften, insbesondere Philosophie und Theologie. Ich wünschte mir manchmal, dass wir ein Bildungsverständnis hätten wie die Engländer. Dort arbeitet ein Absolvent der Philosophie wie selbstverständlich neben einem Absolventen der Wirtschaftswissenschaften für eine Bank. Es heißt, spezielle berufliche Kenntnisse seien weniger wichtig als eine klare Grundbildung für formale Denkkategorien, mit Fragestellung und Möglichkeiten, Neues zu erlernen. Hier sollten wir uns etwas abgucken.

Es gab einmal einen Entstehungsort und einen aktuellen Bezug für christlich-jüdische Zusammenarbeit. In der Fragestellung - wie können wir den Anderen erkennen? - gibt es eine Kontinuität. Doch es gibt darüber hinaus auch eine Erweiterung, den notwendigen »Trialog« mit dem Islam. Die aktuellen Bezüge sind heute nicht weniger dringlich als die, die wir nach dem Zweiten Weltkrieg aufgestellt haben. 

Die Zukunft des christlich-jüdischen Gesprächs und der christlich-jüdischen Zusammenarbeit – aus jüdischer Sicht

Von Sara-Ruth Schumann

»Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand«, Tagung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und der Konrad-Adenauer-Stiftung, Wesseling, 20. – 22. 10. 2003. Die Autorin ist Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Oldenburg.

Bei der Befragung über die Zukunft des christlich-jüdischen Gesprächs werden verschiedene Antworten und Meinungen auftauchen. Die Beurteilung von jüdischer Seite ist nicht einhellig.

Von genereller Ablehnung bis bereitwilliger Öffnung und zahlenmäßig nicht realistisch durchführbar, wird die Bandbreite der Antworten sein.

Zunächst wird zu untersuchen sein, auf welcher Ebene das christlich-jüdische Gespräch stattfinden soll. Zwischen der Gesellschaft und der jeweils jüdischen Gemeinde, zwischen jüdischen Menschen und nicht jüdischen, zwischen Theologen und Rabbinern. Wie wird der Dialog von Älteren und wie von Jüngeren angesehen. Wie wichtig ist er auf christlicher und wie wichtig auf jüdischer Seite.

Um einen positiven Aspekt vorwegzunehmen. Auf der Ebene des menschlichen Miteinanders findet das Gespräch längst statt. Es bedeutet Normalität. Man bespricht die gleichen Sorgen, die Hilfeleistung gegenseitig ist gewährleistet ohne Ansehen der Religion. Man weiß um die Notwendigkeit der Wachsamkeit, dem aufkeimenden Antisemitismus zu begegnen. Ebenso wird neuer produziert durch sprachliche Nachlässigkeit, Uninformiertheit oder Vermischung von Politik und Religion.

Nach anfänglicher Bevormundung bei der Neugründung vieler jüdischer Gemeinden und Vereinnahmung durch erdrückende Zuwendung, hat sich hier in den letzten Jahren viel bewegt.

Nicht alle jüdischen Gemeinden in der Bundesrepublik sind an einem christlich-jüdischen Gespräch interessiert. Dazu hat Rabbiner Berger, Sprecher der Rabbinerkonferenz, ausführlich Stellung genommen.

Ablehnung ist aber auch denkbar in Gemeinden, die zu fast 100 % aus Kontingentflüchtlingen bestehen, die seit 1992 in die Bundesrepublik eingewandert sind. Sie haben sich vor allen Dingen in den neuen Bundesländern zu Gemeinden zusammengefunden. Sie können weder geschichtlich noch religiös als ebenbürtiger Partner in einen Dialog eintreten.

II

70 Jahre Religionsverbot haben ihre Spuren hinterlassen. Hier ist es notwendig, erst einmal den eigenen Standpunkt zu klären. Die Sicherheit aus der eigenen Identität muss erst wieder eingeübt und erprobt werden. Erst muss das eigene Haus bestellt werden, bevor man sich Gäste einladen kann. Da wenig Lehrer und Rabbiner für die Unterweisung der Gemeinden zur Verfügung stehen, wird hier vorerst noch viel Arbeit zu leisten sein. Hinzu kommt, dass sprachlich große Barrieren bestehen und andere Dinge, wie Beruf, Ausbildung und soziale Stabilität im Vordergrund stehen.

Um einen Dialog führen zu können, bedarf es gleichwertiger Partner, die ihre Meinungen austauschen, diskutieren können, in ihrem eigenen Selbstwertgefühl.

Dies trifft für die Mehrzahl der jüdischen Gemeinden keineswegs zu. Wir sind seit Jahren bemüht, hier am Aufbau und Selbstverständnis der jüdischen Gemeinden zu arbeiten. Es fehlen Lehrkräfte, Rabbiner und geschulte Gemeindeleitungen, die diese Aufgabe, die eigene Identität zu stärken, übernehmen können. Tradition und Religion zu leben, die Entscheidung für ein jüdisches Leben zu treffen, will erlernt sein, wenn es verantwortlich an nachfolgende Generationen weitergegeben werden soll. Es bleibt abzuwarten, wie und in welche Richtung sich die jüdischen Gemeinden entwickeln. Die Vielfalt des jüdischen Lebens ist wünschenswert, lebendig und zukunftsorientiert. Dabei darf das Wissen um Tradition und Religion nicht aus den Augen verloren werden. Nicht nur die Kinder, auch die Erwachsenen brauchen Anleitung, um nicht Gemeinden entstehen zu lassen, die eher einem Kulturverein gleichen.

Die Kernpunkte der Satzungen jüdischer Gemeinden, einerlei welcher Richtung sie sich zuwenden, heißen:

- Ausübung von Religion, Tradition.
- Sterbebegleitung,
- soziale Aufgaben
- und erst dann kommen kulturelle Belange.

Erst wenn hier selbstbewusste, fundierte Gemeinden als Partner zu erwarten sind, ist ein christlich-jüdisches Gespräch wirklich möglich.

Der Verlust der Generationen, die heute Partner sein könnten und nicht mehr vorhanden sind, ist zu verarbeiten. Dafür können Juden nicht in die Pflicht genommen werden. Aus dem dringenden Bedürfnis nach Gegenüber, und dem Nichtvorhandensein, darf nicht Ablehnung oder Verweigerung der jüdischen Seite formuliert werden.



Vielleicht liegt die Zukunft des christlich-jüdischen Dialogs vielmehr im Handeln als im Gespräch. Projekte, die Lebensbedingungen von in Not lebenden und leidenden Menschen aufgreifen, um sie zu verändern, gibt es reichlich.

Wir sprechen heute von ca. 100 000 jüdischen Menschen in der Bundesrepublik. Davon sind 80 % seit 1992 aus der ehemaligen Sowjetunion zugewandert. Rein zahlenmäßig wird deutlich, wie gravierend die Probleme sind.

III

Nach den ersten zehn Jahren der Zuwanderung erleben wir ein Stück positiver Entwicklung. Es entstehen jüdische Kindergärten und Schulen, ein Zeichen dafür, dass junge Familien ihre Kinder religions- und traditionsbewusst aufwachsen lassen wollen. In den Gemeinden sind die hier geborenen Kinder inzwischen in der Vorbereitung zur Bar- und Bat-Mizwa. Für sie gehört die Synagoge bereits zu ihrer Identität.

Erfreulich ist, dass sich jährlich wieder Jugendliche jüdische Menschen zu einem Kongress treffen, sich kennen lernen, Wissen von einander stärken und somit auch zu einer stabileren Gemeindestruktur beitragen werden.

Das gleiche gilt auch für die wieder gegründeten jüdischen Studenten- und Sportverbände.

Vergessen wir aber nicht, dass es ganze Regionen gibt, die christlich-jüdische Gespräche einklagen, wo es weit und breit keine jüdischen Gemeinden oder jüdische Menschen gibt. Dort dem Bedürfnis nach Gespräch nachzukommen bleibt auch weiterhin ein unlösbares Problem. Wohl ist es durch Literatur, Medien und Kontakte über das Internet heute möglich, sich in anderer Weise zu verständigen, das eigentliche Gegenüber oder Miteinander bleibt immer noch Wunschenken.

Wo jüdisch-christliche Zusammenarbeit in Gesellschaften organisiert ist, wird sich die gegenseitige Wahrnehmung und die gemeinsame Aufgabenstellung neu orientieren müssen.

Wobei die Aufgabenstellung sicher eine wichtige Frage sein wird. Junge Menschen lassen sich begeistern, wenn sie wissen, worum es geht und was getan werden soll. Nicht die Mitgliedschaft im Verein ist die Zukunft, das gemeinsame Handeln ist die Chance. Juden und Christen in der Verpflichtung gegen Unrecht, Unterdrückung, Hunger und Not in der Welt, gegen Diskriminierung von Minderheiten und in der Wahrnehmung politischer Verantwortung eröffnen weite Handlungsfelder.

Die Zusammenarbeit mit Schulen ohne Rassismus sei hier nur als Beispiel genannt. Es wäre wünschenswert, Patenschaften mit jungen Menschen einzugehen, die sich engagieren, sie zu unterstützen auf dem Weg, der Zivilcourage erfordert. Hier ist ein Miteinander möglich, ohne Ansehen der Religion. Gemeinsames Lernen und voneinander lernen sensibilisiert für andere Denkweisen.

Vielleicht liegt die Zukunft des christlich-jüdischen Dialogs vielmehr im Handeln als im Gespräch. Projekte, die Lebensbedingungen von in Not lebenden und leidenden Menschen aufgreifen, um sie zu verändern, gibt es reichlich. Die fortwährende Wachsamkeit gegenüber immer wieder auftauchenden Vorurteilen gegen Religion und gegen Fremdheit gehört keineswegs der Vergangenheit an. Die aktuelle Situation in Europa zeigt auch hier ein weites Handlungsfeld auf. Ein gemeinsames Handeln kann dann die Frage beantworten, warum tust du das. Die Antwort wäre ein offenes Bekenntnis zur christlichen wie jüdischen Verpflichtung.

IV


Die bisherige Beschreibung erfasst noch nicht die Ebene, in der theologische Zwiesprache stattfinden kann. Das Verhältnis der Rabbiner in diesem Lande zu den amtierenden Geistlichen der christlichen Religionen sieht noch weit schlechter aus und wird auch in absehbarer Zeit nicht änderbar sein.

Der bestehende Dialog beschränkt sich auch hier auf die wenigen Rabbiner, die dem Gespräch positiv gegenüber stehen.

Die Entwicklung in den jüdischen Gemeinden zeigt, dass hier in weiterer Zukunft mehr Veränderung zu erwarten ist. Durch die Vielfalt der Ausrichtungen der jüdischen Gemeinden werden auch die amtierenden Rabbiner nicht nur der orthodoxen Richtung zuzuordnen sein. Hinzu

kommt, dass auf diesem Gebiet weitere Frauen in diesem Amt tätig werden, was eine Bereicherung darstellt.

Die kompetente Lehre kann dazu beitragen, das christlich-jüdische Verhältnis zu beleben. Je weiter wir hier auf jüdischer Seite vorankommen, ausreichend Rabbiner auszubilden, die für die Lehre in den Gemeinden zuständig sind, desto eher wird die religiöse Sicherheit zur offenen Partnerschaft erreicht werden können.

Das, was vernichtet wurde, das was verloren gegangen ist, braucht Generationen, um neu entstehen zu können. Es wird anders sein, man wird nicht dort anknüpfen können, wo alles endete, aber man wird einen Neuanfang wagen müssen. Wir sind dabei, Wegweiser zu finden, um die Richtung nicht aus den Augen zu verlieren. 

Die Zukunft des christlich-jüdischen Gesprächs und der christlich-jüdischen Zusammenarbeit aus römisch-katholischer Sicht*

Von Prof. Dr. Rainer Kampling, Berlin

»Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand«, Tagung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und der Konrad-Adenauer-

Stiftung im Bildungszentrum Eichholz, Wesseling, 20. – 22. 10. 2003. Der Autor lehrt an der Freien Universität Berlin, Seminar für Katholische Theologie.

1. Zu den Zeiten

Ein Sprechen über *die Zukunft* des christlich-jüdischen Gesprächs und der christlich-jüdischen Zusammenarbeit kommt einem Pleonasmus gleich.

Denn historisch gesehen ist die Spanne des christlich-jüdischen Gesprächs, insofern man das Wort Gespräch ernst nimmt, zu kurz, um von Vergangenheit überhaupt zu sprechen. Die Vergangenheit ist vom Reden der Christen *über* oder schlimmer noch *gegen* Juden geprägt. Das Wort von der Israelvergessenheit der Kirchen macht nur dann Sinn, wenn es nicht verschweigen will, dass es an Versessenheit grenzende Missachtung von Juden und jüdischem Glauben in christlichen Kirchen durch die Jahrhunderte gegeben hat. Diese negative Vergangenheit ist viel zu kurz vorbei, als dass man annehmen dürfte, sie sei für

alle Zeit abgetan. Da sich in Antisemitismus und Antijudaismus das Böse auf seine besondere Weise zeigt, - denn wie könnte man Gott mehr has-sen, als wenn man seine Erwählten hasst? -, wird man von der Wachsamkeit nicht ablassen dürfen. Besser ist es wohl, von der anhaltenden Gegenwart des christlich-jüdischen Gesprächs und der christlich-jüdischen Zusammenarbeit zu reden, um die bedrohte Zerbrechlichkeit des Erreichten je neu zu vergegenwärtigen.

Zukunft eignet dem jüdisch-christlichen Gespräch als Wesensmerkmal, da es von seiner ganzen Intention her an der Verbesserung des *status quo* arbeitet. Das Schon-Erreichte ist gemessen an der Last der Vergangenheit nie genug. Aus diesem Grund ist die Gegenwart die Zeit der Gestaltung einer als besser erwarteten Zukunft. Da das jü-

disch-christliche Gespräch obendrein nicht in einem Vakuum stattfindet, wird es mit je neuen Gefährdungen zu tun haben, seien es nun theologische, gesellschaftliche, politische oder auch zwischenmenschliche Probleme. Aber auch dann ist die Verpflichtung auf die Zukunft nicht nur Aufgabe, sondern auch Ermutigung, etwaige Durststrecken zu überstehen.



Das Wort von der Israelvergessenheit der Kirchen macht nur dann Sinn, wenn es nicht verschweigen will, dass es an Versessenheit grenzende Missachtung von Juden und jüdischem Glauben in christlichen Kirchen durch die Jahrhunderte gegeben hat. Diese negative Vergangenheit ist viel zu kurz vorbei, als dass man annehmen dürfte, sie sei für alle Zeit abgetan.

Das christlich-jüdische Gespräch und die christlich-jüdische Zusammenarbeit sind nicht ins Beliebte gesetzte Veranstaltungen besonders engagierter Menschen dieser Glaubenstraditionen. Vielmehr geschieht hier auf einem besonderen Feld notwendige Arbeit zum Erweis der Friedensfähigkeit und Zukunftsfähigkeit dieser beiden Religionen. Diese Arbeit ist wahrhaftig jedes Engagement wert; denen, die es erbringen, ist ohne jeden Zweifel Dank geschuldet.

Allerdings weiß sich das jüdisch-christliche Gespräch auch in anderer Hinsicht der Zukunft verpflichtet, und zwar im Sinne eines Offenhaltens für die ungeahnte Möglichkeit.

Denn sofern die Kennzeichnung als »christlich-jüdisch« mehr sein soll als die Benennung der religiösen Herkunft, nämlich auch stetige Erinnerung an die eigentliche Grundlage und eigentliche Möglichkeit dieses Gesprächs, dann ist eben auch der Glaube an den Einen gegenwärtig. Wenn aber der Glaube wirklich als Konstante bedacht und

ernst genommen wird, dann kann man nicht davon absehen, dass menschliches Wollen und Meinen immer unter dem Vorbehalt des Einen steht.

Zukunft ist wesentliche Signatur des christlich-jüdischen Gesprächs und der christlich-jüdischen Zusammenarbeit, weil die Zukunft nicht eine menschlich machbare ist, sondern wie alle Zeit in der Hand Gottes liegt. Diese Gespräche können und dürfen der theologischen Dimension nicht entraten. Denn hierdurch gewinnen sie ihren letzten Ernst, aber auch ihre tiefste Freude: Menschlichem Scheitern, Zögern, Zaudern und Versagen steht die Macht des Einen als Hoffnungsgrund gegenüber. Was Er tun wird, wird Er zum Guten tun.

Dabru Emet sagt: »Der nach menschlichem Ermessen unüberwindbare Unterschied zwischen Juden und Christen wird nicht eher ausgeräumt werden, bis Gott die gesamte Welt erlösen wird, wie es die Schrift prophezeit.«. Aber das ist nicht etwa eine entmutigende Aussage, weil sie menschliches Unvermögen benennt, sondern ermutigende Zusage, weil sie menschliches Tun von der Last des Erfolges - n. b. eine völlig untheologische Kategorie - befreit und öffnet für die Anheimgabe an den Einen.

Will man von der Zukunft reden, so sie uns verfügbar erscheint, so wird man das zu benennen haben, was zur Grundlage des Gesprächs geworden ist, mithin was erkennbare Früchte des bisherigen Gesprächs sind.

Für einen Christen, der einer hierarchischen Kirche angehört, in der Hl. Schrift und die *traditio sacra* als Vergewisserungen des Wortes Gottes gelten, ist es angebracht, daran zu erinnern, dass diese ekklesialen Wesensmerkmale katholischerseits auch im Gespräch gegenwärtig sind.

2. Grundlagen

2.1 Israeltheologie als Ekklesiologie

Das Konzilsdokument *Nostra Aetate* 4 beginnt mit der Formel: *Mysterium Ecclesiae perscrutans, Sacra haec Synodus meminit vinculi, quo populus Novi Testamenti cum stirpe Abrahae spiritualiter coniunctus est.* (Bei ihrer Besinnung auf das Geheimnis der Kirche gedenkt die Heilige Synode des Bandes, wodurch das Volk des Neuen Bundes mit dem Stamme Abrahams geistlich verbunden

ist.) Damit hat das Konzil einen seiner berühmten Kompromisswege beschritten. Denn obwohl das Israelkapitel in die Erklärung über die nicht-christlichen Religionen aufgenommen wird, macht die Einleitung überdeutlich, dass es sich hier um eine innere Seite der Kirche selbst handelt. Durch die Selbstreflexion der Kirche als *Mysterium* wird sie der bleibenden Bindung eingedenk. Damit war der *cantus firmus* der neuen römisch-katholischen Israeltheologie gegeben, der bis heute maßgeblich ist. Die Israeltheologie ist in

stetiger Verbindung der Ekklesiologie zu denken. Anders formuliert: Vom *mysterium ecclesiae* ist in Absehung Israels nicht mehr zu sprechen. Vielmehr muss dieses Reden immer auch den Bezug zur Wahrnehmung Israels, des Stammes Abrahams, beinhalten. Diese ekklesiologische Anbindung hat einen unübersehbaren Vorteil: Sie behauptet nicht etwa wie im theologischen Antijudaismus Aussagen darüber treffen zu können, was und wer Israel ist, sondern sie spricht davon, was Israel der Kirche bedeutet. Damit haben wir es zunächst mit selbstbezüglichen Aussagen zu tun, die nicht auf Aus- und Abgrenzung beruhen, sondern von der Erkenntnis der Notwendigkeit der Wahrnehmung Israels.

Diese theologische Einsicht fand nach dem Konzil ihre administrative Umsetzung 1974 durch die Gründung der Vatikanischen Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum.

Gewichtig ist dabei die Anbindung an das »Sekretariat für Einheit«. Damit wurde deutlich gemacht: Die päpstliche Kommission betrachtet das Judentum nicht als eine fremde Religion, sondern eine dem Christentum aufs Engste verbundene. Das Judentum ist für die römisch-katholische Kirche eine Religion sui generis. Es ist in seiner Bedeutung für die Kirche weit gewichtiger als andere Religionen, da die Kirche davon ausgeht, dass sie ihm heilsgeschichtlich verbunden ist. Die Bindungen an sie werden heilsgeschichtlich gedeutet. Gewiss könnte man theologische Bedenken derart erheben, ob hier nicht doch eine ungehörige Vereinnahmung stattfindet. Man wird jedoch mit einer gewissen Zuversicht sagen dürfen, dass es bisher gelungen ist, einerseits die bleibende Bedeutung Israels für die Kirche zu durchdringen, andererseits aber die Würde und Selbigkeit Israels zu beachten. Näherhin bedingt sogar das eine das andere.

Dieser Zuordnung zum »Sekretariat für Einheit« wiederum folgte innerhalb der römisch-katholischen Kirche relativ schnell die Erkenntnis, dass bei dieser Einsicht in das Wesen der Kirche in ihrer Verwiesenheit auf Israel Judenmission nicht mehr Aufgabe der Kirche sein könne. Bereits 1979 war klar, dass nach *Nostra Aetate* die Judenmission als Thema und Problem für die Kirche erledigt war.

Diese Veränderung wird von jüdischen Gesprächspartnern, wie man weiß, oft als entscheidend angesehen. Für sie, in deren kollektive Erinnerung Judenverfolgung und Judenmission oft in eins gehen, ist hiermit ein deutliches Zeichen

gesetzt. Gewiss kann man diese Zustimmung dankbar hören.

Doch wird man sogleich sagen müssen, dass nicht etwa Judenfreundschaft hier ausschlaggebend war, um von der Praxis der Judenmission abzulassen. Es geht wiederum zunächst um die Selbstwahrnehmung der Kirche selbst. Indem sie ihr Mysterium wahrnimmt, wird sie des Mysteriums Israels inne. Die Kirche hat dieses Mysterium Israels zu achten, weil es im letzten analog zu ihr selbst nur im Handeln Gottes begründet sein kann. Im Sein Israels bezeugt sich dauernd die liebende Erwählung des Einen, der Israel zu seinem Volk gemacht hat. Ihm hat er in unverbrüchlicher Treue den Bund zugesagt, also ein Leben vor und aus ihm. Diese Einsicht in das Mysterium Israels hat durchaus die Qualität einer Glaubenserkenntnis. Daher gilt für die römisch-katholische Kirche: jede Judenmission widerspricht nicht nur der kirchlichen Auslegung und ihren Lehren, sondern im letzten dem Willen des Einen, dessen Bundestreue ewig ist.



Bereits 1979 war klar, dass nach *Nostra Aetate* die Judenmission als Thema und Problem für die Kirche erledigt war. Diese Veränderung wird von jüdischen Gesprächspartnern, wie man weiß, oft als entscheidend angesehen. Für sie, in deren kollektive Erinnerung Judenverfolgung und Judenmission oft in eins gehen, ist hiermit ein deutliches Zeichen gesetzt. Gewiss kann man diese Zustimmung dankbar hören.

Während des Pontifikats Johannes Paul II. hat diese theologische Durchdringung eine Kurzformel gefunden. Israel, also das je jetzige Judentum, ist Volk Gottes.

Nun ist es zweifelsohne, dass die Israeltheologie, die Papst Johannes Paul II. auf der Grundlage des Paradigmenwechsel des Vaticanum II gestaltet hat, charismatische Züge trägt, d.h. hier konkret, dass der Papst Glaubensaussagen bezüglich Israels mit der Autorität des ihm eigenen Amtes vorträgt, ohne dass diesen Aussagen immer sogleich und offensichtlich Evidenzcharakter hinsichtlich ihrer Basis in Schrift und traditio eignete.

Die lehramtliche Anerkennung des nachbiblischen Judentums als Volk Gottes hat zwar ihre Schriftbegründung in Röm 9-11, aber in dieser Klarheit kann man vor Johannes Paul II. kaum einen autoritativen Beleg in der Theologieschichte für diese Aussage finden.

Gleichwohl haben alle diese Äußerungen nach katholischer Auffassung das Signum der *traditio sacra*, der heiligen Tradition als Glaubensgut, da sie überaus selbstverständlich in der Praxis der Kirche Wirklichkeit wurden und durch den *sensus fidei* des Volkes Gottes angenommen und gelebt werden. Die gegenwärtige der Kirche heilsame Praxis begründet und bezeugt den Wahrheitsanspruch dieser neuen Israeltheologie, um deren Basis in der Schrift man sich jedoch weiterhin bemühen muss, um nicht den Vorwurf der angeblichen Neuerung unerwidert hören zu müssen.

2.2. Der Kampf gegen Antisemitismus und Antijudaismus

Der Antijudaismus und auch der Antisemitismus sind in der Geschichte der römisch-katholischen Kirche fast immer in der Maske des Bekenntnisses, hinter der sich oft genug purer Hass, aber immer pure Dummheit notdürftig verbarg, aufgetreten. Bei der Beseitigung dieser sich fälschlich religiös gebenden Judenfeindschaft hat die katholische Kirche den Weg der Sanktion beschritten.

Dabei ist zu berücksichtigen, dass rassistischer Antisemitismus nach theologischem Verständnis in sich das Signum der Sünde trägt.

Kennzeichen des Antisemitismus ist der Hass auf andere und auch der Hass auf sich selbst. Denn Hass zerstört nicht nur den, den man hasst, sondern auch den, der hasst.

Die Ablehnung des anderen, beim Antisemitismus des Juden, entspricht nicht der von Gott geforderten Haltung. Daher, so könnte man sagen, stellt die Verurteilung des Antisemitismus theologisch kein größeres Problem dar. Es ist als Hass von anderen Formen der Sünde gegen den Mitmenschen grundsätzlich nicht unterschieden.

So hat das Sanctum Officium bereits im März 1928 unmissverständlich den Antisemitismus als Äußerung des Hasses verurteilt. Antisemitismus ist Sünde, Antisemiten sind im Stand des unreinen Sünders. Dass die römisch-katholische Kirche diese schlichte moraltheologische Einsicht dann gerade in den Jahren der Nazibanditen nicht zu einem pastoralen Prinzip hat werden lassen, etwa durch Verweigerung der Absolution im Bußsakrament, ist eine schwere Belastung. Das weithinige Schweigen vieler Hirten der Kirche zur antisemitischen Hetze ist eben nicht nur ein politisches oder moralisches Versagen, sondern ein

Schuldigwerden am Seelenheil vieler irregeleiteter Gläubigen, denen man durch simonitisches Schweigen den Weg in die Irre nicht versperrte.

Anders verhält es sich mit der katholischen Wahrnehmung des selbst praktizierten Antijudaismus. Dieser wurde als quasi erlaubt betrachtet, da er sich nur auf religiöse Irrtümer bezog. Im 19. Jahrhundert war z.B. der Antiprotestantismus der katholischen Kirche daher formal nicht vom Antijudaismus unterschieden. Beide waren Ausdruck eines sich absolut setzenden Wahrheitsanspruchs.

Als *Nostra aetate* veröffentlicht wurde, gab es in der katholischen Kirche die Absicht zu einer neuen Israeltheologie, die aber im Eigentlichen noch gedacht werden musste.

Dabei entwickelte sich während und nach dem Konzil eine zweifache Wahrnehmung des Antijudaismus und auch eine zweifache Art der sanktionierenden Qualifizierung.

Dort, wo sich Antijudaismus als Habitus der Ablehnung und Verachtung gibt, wird er wie Antisemitismus als Sünde des Hasses verurteilt.

Dort aber, wo er versucht, theologisch das Vorrecht Israels als bleibendes Gottesvolk zu bestreiten und Juden von der Erwählung Gottes zu trennen, gilt Antijudaismus als Verfehlung gegen den Glauben, kurz als Häresie.

Es gibt derzeit innerhalb der katholischen Kirche theoretisch keine Möglichkeit mehr, Katholik und Antijudaist zu sein. Antijudaismus ist eine Haltung, die von der Lehre und dem Leben der römisch-katholischen Kirche trennt. Der Antijudaist bestreitet die *traditio*, das Leben und die Praxis der Kirche und nicht zuletzt die Würde des Amtes des Pontifex maximus. Wollte man in die altkirchliche Sprache verfallen, so könnte man sagen: Der Antijudaist spricht sich selbst das Anathema. Insbesondere seit dem Pontifikat Johannes Paul II. gilt im Fall des Antijudaismus der alte Satz: *Roma locuta, causa finita*.

2.3. Israel als Heilsgemeinschaft

Spätestens seit dem Schreiben der Päpstlichen Bibelkommission vom 24. Mai 2001: *Das jüdische Volk und seine heilige Schrift in der christlichen Bibel* geht die katholische Kirche davon aus, dass die jüdische Schriftauslegung schriftgemäß ist. In Nr. 22 dieses Papiers heißt es:

»...denn die Christen können und müssen zugeben, dass die jüdische Lesung der Bibel eine mögliche Leseweise darstellt, die sich organisch aus der jüdischen Heiligen Schrift der Zeit des Zweiten Tempels ergibt, in Analogie zur christlichen Leseweise, die sich parallel entwickelte. Jede dieser beiden Leseweisen bleibt der jeweiligen Glaubenssicht treu, deren Frucht und Ausdruck sie ist. So ist die eine nicht auf die andere rückführbar«

Wenn es ein signifikanter Wesenszug des christlichen Antijudaismus ist, dem nachbiblischen Judentum zu bestreiten, dass es Judentum aus der Wurzel Israels ist, so ist dieser Satz tatsächlich ein Meilenstein in der Überwindung des Antijudaismus; denn hier wird nicht weniger gesagt, als dass die jüdische Leseweise der Schriften Israels dem Neuen Testament gleich ihren Grund im Wort Gottes selbst und im Glauben hat. Die jüdische Schriftauslegung ist als solche legitimer Ausdruck der theologischen Reflexion über die Wahrheit des Wortes Gottes. An dieser hat sie teil.

Insofern sie aber die Schrift recht interpretiert, eignet ihr Wahrheit. Der Glauben, der sich in dieser Schriftauslegung artikuliert und darauf aufbaut, ist demnach von der Schrift als Wort Gottes umfassen. Damit stoßen wir zu einer Aussage vor, die implizit durch den Verweis auf die Analogie zum Neuen Testament gegeben ist: Das nachbiblische Judentum lebt im Einklang mit dem Wort Gottes.

Da das Wort Gottes nicht vergeblich sein kann, bleibt der Schluss, dass jüdischer Glaube vom

Wort Gottes getragen Glauben zum Heil ist. So wie die Kirche hofft und glaubt, in der heilsamen Gemeinschaft unter dem Wort Gottes zu stehen, so wird hier eben dieses vom Judentum ausgesagt. Im jetzigen Judentum ist Heil aus dem Wort Gottes. Von keiner anderen Religion spricht die Kirche mit solcher Gewissheit, dass in ihr der Abglanz der Herrlichkeit des Einen gegenwärtig ist.

An dieser Stelle ist es gewiss sinnvoll, daran zu erinnern, dass es sich hier um eine Äußerung handelt, die für Menschen aus dem erwählten Volk Gottes eine Selbstverständlichkeit ist.

2.4 Fazit

Es kann keinen Zweifel daran geben, dass die römisch-katholische Kirche es als verbindliches Glaubensgut erachtet, dass Israel in der bleibenden Erwählung Gottes steht und Volk Gottes ist und in der Heilsgemeinschaft Gottes lebt.

In Israel werden die Schriften, die die Christen Altes Testament nennen, vollgültig gehört, gelebt und gelehrt. Die nachbiblische Tradition des Judentums hat Anteil an dem Wahrheitsanspruch dieser Schriften und ist darin der christlichen Tradition vergleichbar.

Konsequenterweise erachtet die katholische Kirche Judenmission als theologisch indiskutabel und in praxi eine Missachtung der Würde Israels und des treuen Gottes. Indem sie das Mysterium Israel ernst nimmt, anerkennt sie zugleich in Demut das Geheimnis der Barmherzigkeit Gottes.

3. Perspektiven

3.1 Hierarchie der Wahrheit

Dass auch innerhalb der römisch-katholischen Kirche selbst noch nicht völlige theologische Klarheit besteht, welchen Stellenwert die neue Israeltheologie einnimmt, ist offensichtlich.

Da man aber überzeugt sein kann, dass der Umkehrprozess unwiderrufbar ist, ist wohl anzunehmen, dass spätere Generationen z.B. die Bedeutung der Seligsprechung von Pius IX. und Erklärungen wie Dominus Jesus von dieser Wahrheit her beurteilen werden.

Gleichwohl muss bereits gegenwärtig alles getan werden, um der Schlüsselstellung der Israeltheologie innerhalb der kirchlichen Selbstdefinition zur weiteren Etablierung zu verhelfen. Sie muss bei theologischen Entscheidungen ebenso berücksichtigt werden wie bei Personalentscheidungen.

Was zum Teil an antijudaistischen Ausfällen auch kirchlicher Vertreter derzeit noch möglich ist, und zwar ohne dass es zu Sanktionen kommt, muss als ein offener Skandal bezeichnet werden, da dies in keiner Weise römisch-katholisch genannt werden kann, sondern nur als böartige Verstocktheit. Dass es etwa immer noch möglich ist, dass in katholischen Kirchen Polens antisemitische Traktate verkauft werden, entlarvt die an-

gebliche Liebe und Treue der verantwortlichen Bischöfe und Kleriker zum Papst als folkloristische Verlogenheit. Da Antisemitismus immer auch ein Zeichen völliger moralischer Verkommenheit ist, darf man annehmen, dass diese ihr sündiges Tun unter Ausnutzung der Schwäche des Papstes treiben.

3.2. Die Gemeinden

Die gelegentlich beklagte Begrenzung des Gesprächs auf kleine, engagierte Zirkel ist keinesfalls so hinderlich, wie behauptet. Lernprozesse, welche die Revozierung alt eingefahrener Vorurteile intendieren, bedürfen einer Vorbereitungsphase, in denen sich das vollziehende Gespräch als Gegenentwurf zu tradierten Modellen durchsetzen kann. Dass diese Gruppen zu weiten Teilen von theologischen Fragen dominiert werden, ist angesichts der lange währenden Theologie der Verneinung der Würde Israels geradezu zwingend, da man die Altlasten dieser Theologie auch nur theologisch entsorgen kann.

„ Was zum Teil an antijudaistischen Ausfällen auch kirchlicher Vertreter derzeit noch möglich ist, und zwar ohne dass es zu Sanktionen kommt, muss als ein offener Skandal bezeichnet werden, da dies in keiner Weise römisch-katholisch genannt werden kann, sondern nur als bössartige Verstocktheit.

Dennoch muss es weiterhin das Fernziel bleiben, dass Gespräch und Zusammenarbeit zu einer Selbstverständlichkeit wird. Dabei werden insbesondere die Liturgiker gefragt sein. Sie werden

ganz neu überlegen müssen, wie in der Liturgie nicht nur *memoria Israel*, sondern *praesentia Israel* geschieht.

3.3. Die Früchte ernten

Die neue Israeltheologie hat der Kirche, biblisch gesprochen, nur Freude und Segen gebracht. Diese Erfahrung kann Anlass dafür sein, sich der Chance der Offenheit neu zu stellen. Die Öffnung für Israel hat den spirituellen Reichtum der Kirche vermehrt; vielleicht wagt sie ermuntert durch diese Erfahrung und unter Führung des Hl. Geistes einen weiteren Schritt, nun da sie gelernt hat, sich am Heil Gottes zu freuen, wo immer es ist.

** Der Vortragstil wurde beibehalten. Da in diesem Vortrag auch ein vorläufiges Fazit eigener Arbeit gezogen wurde, scheint es erlaubt, auf einige eigene Arbeiten hinzuweisen:*


Im Angesicht Israels: Studien zum historischen und theologischen Verhältnis von Kirche und Israel (SBB 47), hg. M. Blum, Stuttgart 2002

Art.: Tradition, in: P. Eicher (Hg.) Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe V, München 1991, 169-182.

Intoleranz in der Bibel - Toleranz aus der Bibel. Zur biblischen Begründung der Toleranzpraxis - ein Versuch, in: Ch. Schwöbel, D. v. Tippelskirch (Hg.), Die religiösen Wurzeln der Toleranz, Freiburg i. Br. 2002, 212-222

Eine offene Frage - theologische und historische Implikationen der Antijudaismusforschung, in: TheolRev 98 (2002) 179-196.

Iudaeus Iesus Christus Dominus noster - Christologie als Verpflichtung auf das christliche Reden mit Israel, in: M. Bongardt, R. Kampling, M. Wörner (Hg.), Verstehen an der Grenze. Beiträge zur Hermeneutik interkultureller und interreligiöser Kommunikation (Jerusalem Theol. Forum 4), Münster 2003, 167-177.

Gott - sein Weg ist untadelig, in: R. Kampling, M. Weinrich (Hg.), Dabru emet - redet Wahrheit. Eine jüdische Herausforderung zum Dialog mit den Christen, Gütersloh 2003, 43-54 

Die Zukunft des christlich-jüdischen Gesprächs und der christlich-jüdischen Zusammenarbeit – aus evangelischer Sicht

Von Prof. Dr. Berndt Schaller

»Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand«, Tagung des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und der Konrad-Adenauer-

Zur Frage nach der Zukunft des christlich-jüdischen Gesprächs und der christlich-jüdischen Zusammenarbeit soll nun auch noch die Sicht eines evangelisch sozialisierten, christlichen

Stiftung, Wesseling, 20. – 22. 10. 2003. Der Autor ist Evangelischer Präsident des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit

Theologen zur Sprache kommen. Wie weit es dabei spezifisch protestantisch zugeht, wird sich zeigen. Beginnen möchte ich mit vier Träumen.

Traum Nr. 1: Im Mai des Jahres 2033 kommen die Vertreter der inzwischen über 100 Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit wie seit Jahrzehnten üblich in Bonn Bad Godesberg zur ordentlichen Mitgliederversammlung zusammen und beschließen, den Deutschen Koordinierungsrat aufzulösen und zugleich allen Gesellschaften zu empfehlen, dies auch zu tun. Begründung: die Gesellschaften sind nicht weiter nötig. Es gibt keinen Bedarf mehr. Der Vereinszweck ist erfüllt. Die jüdische Gemeinschaft in der Bundesrepublik ist fest etabliert und hat ein vielfältiges Profil gewonnen; jüdisches Leben blüht. Judenfeindschaft und Antisemitismus sind - wenn überhaupt - nur noch als esoterisches Randphänomen vorhanden. Die Zusammenarbeit zwischen Christen und Juden funktioniert auf allen Ebenen. Dazu bedarf es keiner besonderen Vereine mehr. Der christlich-jüdische Dialog lebt, er ist eine selbstverständliche Größe.

Traum Nr. 2: Im selben Jahr werden die in den Kirchen bestehenden, meist mit hochkarätigen Theologen und Theologinnen besetzten Kommissionen und Arbeitsgemeinschaften »Christen und Juden« aufgelöst. Auch sie haben ihr Ziel erreicht. Der traditionelle christliche Antijudaismus ist auf- und abgearbeitet. Die Ergebnisse der kirchlichen Verlautbarungen zum Verhältnis von Kirche und Judentum sind an der gemeindlichen Basis und in den theologischen Fakultäten angekommen und angenommen. Vor Ort gibt es rege Beziehungen zwischen jüdischen und christlichen Gemeinden. Der so genannte Dialog ist nicht mehr nur eine Sache von Fachleuten und Funktionären, sondern vollzieht sich ganz selbstverständlich und zwar nicht bloß als unverbindliches Scheingespräch, sondern als wirklicher Dialog, d.h. - um mit Buber zu sprechen - »in lebendiger Gegenseitigkeit«, in Gemeinschaft »von Gewissheit zu Gewissheit«.

Traum Nr. 3: Zu Pessach/Ostern des folgenden Jahres wird in Neu-Rosenzweig, einem zu Kassel gehörigen neuen Ortsteil, ein Gebäudekomplex eröffnet, in dem unter einem Dach die jüdisch-orthodoxe und die jüdisch-liberale, die römisch-katholische und die evangelische Gemeinde zusammengezogen sind. Ein Haus der biblischen Ökumene, in dem jede Gruppe ihre eigenen Gottesdienste und Feste feiert, ihr eigenes Gemeindeleben entfaltet; alle zugleich aber offen sind füreinander, füreinander eintreten und miteinander sich einmischen in die gesellschaftlichen Diskurse des öffentlichen, politischen Gemeinwesens. Ein Haus der biblischen Ökumene, neben dem nebenbei bereits eine Baugrube für eine Moschee ausgehoben wird.

Traum Nr. 4: Im Sommersemester des folgenden Jahres wird an der altherwürdigen Universität Göttingen, die bisher ausschließlich unter einem evangelisch-protestantischen Vorzeichen agierende Theologische Fakultät erweitert zu einer Fakultät der drei monotheistischen Religionen und je eine Abteilung für jüdische, christliche und muslimische Studien eröffnet.

Vier Träume! Naive Wunschbilder! Offenkundig. Fromm gestimmte Utopien! Möglicherweise. Utopien! Gewiss. Aber wer sich der Frage nach der Zukunft stellt, wer Zukunft mitgestalten will, muss Träume haben, muss zumindest eine Vorstellung entwickeln, wohin die Reise langfristig gehen kann und soll. Ohne Zielvorstellungen brauchen wir über Zukunft nicht nachzudenken, dann können wir sie einfach auf uns zukommen lassen. »Zukunft gestalten« gehört dann zur »Bestattungskultur«. Aber dann hätten wir uns diese Tagung ersparen können. Ob die naiven Traum-bilder in jeder Hinsicht den Zielvorstellungen entsprechen, die wir mit dem christlich-jüdischen Dialog und der christlich-jüdischen Zusammenarbeit verbunden, das müsste natürlich noch diskutiert werden. In den von mir geschilderten Träumen spiegelt sich vermutlich ein gutes Stück meiner protestantischen Prägung wider. Von jüdischer und vielleicht auch von römisch-katholischer Seite her werden die Akzente und unter Umständen auch manche Inhalte unter Umständen anders gesetzt. Sollten wir in der Grundrichtung wenigstens übereinstimmen? Ich wage es zu hoffen. Aber auch das müsste ausgelotet werden.

Wie dem auch sei, messen wir das, was im christlich-jüdischen Verhältnis bislang erreicht ist, also die gegenwärtige Lage, an den geträumten Zielen, dann zeigt sich schnell, das ganze sind utopische Zielvorstellungen, utopisch im präzisen Sinn des Wortes: sie haben keinen Ort, keinen Platz in unserer gesellschaftlichen Realität. Ich greife ein paar besonders neuralgische Stellen heraus. Der Übersichtlichkeit willen beschränke ich mich auf drei Punkte.

■ Der erste Punkt betrifft die Situation sowohl des Christlichen wie des Jüdischen. In unserer Gesellschaft versteht sich das Christliche nicht mehr von selbst und beim Jüdischen ist unklar, wohin es sich bewegt. Das ist - zugespitzt, überspitzt formuliert - die Lage, die wir heute vorfinden, in der wir uns befinden. Wir leben in einer Gesellschaft, wir gehören einer Gesellschaft an, in der die christlichen Kirchen an Bedeutung und Einfluss zunehmend verlieren und in der die jüdi-

sche Gemeinschaft zwar zahlenmäßig wieder zunimmt, aber insgesamt nur eine kleine Randgruppe darstellt, eine Randgruppe, die zudem erst dabei ist, sich im Inneren und Äußeren zu etablieren und zu profilieren. Gegenwärtig vermag im Grunde niemand zu sagen, wohin die Reise geht, welches Format Judentum in Deutschland gewinnt und welches Format Christentum in Deutschland behält.

Die Motivation, sich an einem Unternehmen zu beteiligen, das unter der Flagge »christlich« fährt, war schon vor 50 Jahren, als die ersten Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit gegründet wurden, nicht übergroß, aber inzwischen hat sich das Potenzial möglicher Interessenten weiter erheblich verringert. Das zeigt sich nicht nur daran, dass die meisten Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit stark überaltert sind, sondern u.a. auch daran, dass es in den neuen Bundesländern bislang kaum gelungen ist, Fuß zu fassen. Von den in der Bundesrepublik heute vorhandenen 84 Gruppen, die im DKR zusammengeschlossen sind, sind sechs ostdeutsche.



Der Hinweis, der Vorwurf, die konkrete »Basis« mit ihren Problemen aus dem Blick verloren zu haben, trifft zwar pauschal gewiss nicht zu, aber der angeführte Tatbestand lässt sich nicht übersehen: die zahlreichen aus dem christlich-jüdischen Dialog erwachsenen kirchlichen, theologischen Verlautbarungen sind keineswegs überall angekommen, weder in den Gemeinden noch in den Kirchenleitungen, weder in den Schulen noch an den Hochschulen.

Und auch auf jüdischer Seite ist das Interesse am Thema »christlich-jüdisch« nicht übermäßig groß, aus vielfältigen Gründen. Die jüdischen Gemeinschaft befindet sich im Aufbau, im Aufbruch und Umbruch. Für jüdisch-christliche Beziehungen und Angelegenheiten bleibt da wenig Raum und Zeit und entsprechend wenig Neigung. Und dazu gesellen sich gerade in religiös geprägten Kreisen offenkundige Vorbehalte, ja Misstrauen. Im Übrigen sind die jüdischen Teilnehmer am christlich-jüdischen Dialog auch naturgemäß in der Minderzahl. Die oft beschworene Asymmetrie zwischen Christen und Juden macht sich hier schon quantitativ bemerkbar.

»Christlich-Jüdisch« gesamtgesellschaftlich betrachtet also ein Randthema, christlich-jüdischer Dialog ein innerkirchliches Spezialthema, christ-

lich-jüdische Zusammenarbeit eher Wunsch als Wirklichkeit. Welche Konsequenzen sind daraus zu ziehen?

■ Der 2. Punkt betrifft eine Veränderung in der bundesrepublikanischen Bevölkerungsstruktur, die sich nicht im demographischen Bild niederschlägt, sondern das öffentliche Leben erheblich verändert hat: ich spreche vom geradezu drastisch gestiegenen Anteil der unter uns, mit uns lebenden Muslimen, namentlich türkischer Herkunft. Die Angaben in den Statistiken schwanken: zwischen drei und vier Millionen sind es gewiss, inzwischen könnten es aber an die fünf Millionen sein. Was das gesamtgesellschaftlich bedeutet, beginnen wir erst allmählich zu ahnen. Der bis zum Bundesverfassungsgericht gelangte Streit um das Kopftuch hat zwar öffentliches Aufsehen erregt, aber das Gesamtphänomen und das Gesamtproblem ist damit noch gar nicht erfasst.

Wie weit ist das christlich-jüdische Verhältnis davon berührt? Vielleicht haben Sie bemerkt, in dem von mir eingangs entworfenen traumhaften Zukunftsszenarium haben Muslime, muslimische Gemeinden nur eine Nebenrolle gespielt im Bild der Baugrube. In diesem Bild spiegelt sich ein Wechselspiel von Offenheit und Verlegenheit. Die Existenz einer zahlenmäßig beträchtlichen religiös wie kulturell muslimisch geprägten Gemeinschaft unter uns lässt sich nicht ausblenden. Aber was bedeutet sie für uns, für den christlich-jüdischen Dialog und die christlich-jüdische Zusammenarbeit und ihre Zukunftsperspektiven?

■ Der 3. Punkt betrifft den bisherigen Ertrag des christlich-jüdischen Dialogs. Bei dem, was ich im Folgenden Ihnen vortrage, stehe ich unter dem Eindruck eines Briefes, der mich in der letzten Woche erreichte. Er stammt von einer ehemaligen Studentin, die angeregt durch das Programm unserer Tagung in ihm ihre Enttäuschung, ihren Frust über den Stand des christlichen-jüdischen Dialogs und der christlich-jüdischen Zusammenarbeit zum Ausdruck bringt. Seit über 20 Jahren wirkt und kämpft sie als Deutsch- und Religionslehrerin an der schulischen Front. In diesen Jahren - so schreibt sie - »in denen ich zunächst aufmerksam und hoffnungsvoll vieles verfolgte, was unter dem Stichwort »christlich-jüdische Zusammenarbeit« an Freundlichkeiten und guten Absichtserklärungen ausgetauscht wurde, musste ich gleichzeitig in Schuldienst und Kirche erleben, wie das Gebälk von Schwelbränden und offenen Feuern christlicher Judenfeindschaft knisterte, was von Kirchenvertretern und christlichen, zuweilen auch von jüdischen Funktionären des

christlich-jüdischen Dialogs allermeist mit Hinweisen auf Kompetenz-Unklarheiten, (mit) ... Schweigen oder auch mit dem Hinweis, dass man nach 2000 Jahren christlicher Judenfeindschaft eben noch nicht so weit sei, wirklich etwas dagegen zu tun, abgetan und abgewiegelt wurde.«

Dieser schrille Schrei, der die »makabre Distanz zwischen guten Absichtserklärungen« und Mangel »an konkreten Taten« beklagt, ist mir seither nicht aus den Ohren gewichen. Zunächst war ich natürlich versucht, das eine oder andere zurechtzurücken, Differenzierung anzumahnen. Aber der mit diesem Brief gesetzte Stachel blieb. Der Hinweis, der Vorwurf, die konkrete »Basis« mit ihren Problemen aus dem Blick verloren zu haben, trifft zwar pauschal gewiss nicht zu, aber der angeführte Tatbestand lässt sich nicht übersehen: die zahlreichen aus dem christlich-jüdischen Dialog erwachsenen kirchlichen, theologischen Verlautbarungen sind keineswegs überall angekommen, weder in den Gemeinden noch in den Kirchenleitungen, weder in den Schulen noch an den Hochschulen. Im Gegenteil, es mehren sich in ganz verschiedenen Bereichen die Anzeichen, die zeigen, dass antijüdische Gespinste weitergesponnen werden, antisemitische Schemen und Gespenster wieder zum Vorschein kommen und sich breit machen, und das an Stellen, wo man es nicht vermuten würde. In diesem Kreis brauche ist das nicht weiter auszuführen.

Die meisten unter uns sehen sich selbst mit einschlägigen Fällen konfrontiert. Bei manchen - wie bei der eingangs genannten Briefschreiberin - breitet sich Resignation aus und damit verbunden gelegentlich auch Zynismus. Der Eindruck ist ja nicht ganz von der Hand zu weisen, dass geistiger Anspruch und Aufwand auf der einen Seite und gesellschaftliche, alltägliche, nicht zuletzt schulische, aber auch kirchliche Wirklichkeit auf der anderen Seite auseinander klaffen.

Auch daran können wir nicht einfach vorbeigehen. Welche Konsequenzen sind daraus zu ziehen? Was bedeutet das für die Zukunft? Welchen Nutzwert haben die unter der Überschrift »christlich-jüdisch« etablierten Gremien; welche Wirkung die öffentlichen Auftritte christlich-jüdischer Aktionen wie z.B. die jährlich mit großem Aufwand durchgeführte »Woche der Brüderlichkeit«? Verpuffen die da eingesetzten Energien, vielleicht ohne dass die, die daran beteiligt sind - wir, die wir uns daran beteiligen -, das noch merken, das noch wahr nehmen? Das sind keine bloß rhetorischen Fragen. Die Sache und die Lage sind zu

ernst, als dass wir uns Rhetorik noch leisten könnten.

Drei neuralgische Punkte. Schwachstellen, Lücken? Oder zeichnen sich hier gar konstitutive Mängel, gleichsam Konstruktionsfehler ab? Und wie weit lassen sie sich beheben? Welche Perspektiven für die Zukunft ergeben sich daraus?

Hat das spezifisch Christlich-Jüdische noch einen Platz? Wenn Ja, wo, wozu und wie?

Aus den ersten beiden Punkten könnte man schließen: es sei an der Zeit, das spezifisch »Christlich-Jüdische« aufzugeben. Als Alternativen bieten sich an: die Umwandlung des »Christlich-Jüdischen« ins Humanistisch-Jüdische, die Erweiterung des Christlich-Jüdischen zum Jüdisch-Christlich-Muslimischen oder die Auflösung des Christlich-Jüdischen in ein allgemein interkulturelles und dadurch bedingt auch interreligiöses Beziehungsgeflecht. Das wären, das sind alles keine Novitäten. In den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit gibt es viele, die nicht als bekennende Christen, sondern aus einer allgemein humanistischen Grundeinstellung mitarbeiten.

Auch der Gedanke, den christlich-jüdischen Dialog muslimisch zu erweitern, findet bereits an vielen Stellen Anklang. In einigen christlich-jüdischen Gesellschaften gibt es bereits ein »Abrahamitisches Forum«. Inzwischen hat sich dafür sogar schon eine entsprechende sprachliche Neuschöpfung eingebürgert: »Trialog« heißt die Parole. Und das Interkulturelle und Interreligiöse entspricht ja durchaus auch den vitalen Erfordernissen einer offenen Gesellschaft. Es sollte nicht vergessen werden, dass die Idee der »World Brotherhood«, der weltweiten Brüderlichkeit bei der Gründung der ersten Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit in der Bundesrepublik Pate gestanden hat und noch heute im Namen der »Woche der Brüderlichkeit«, dem öffentlichen Aushängeschild der Gesellschaften, sich erhalten hat.

Wo soll es in Zukunft hingehen, langfristig? Kann es, sollte es beim spezifisch Christlich-Jüdischen bleiben? Oder ist das Modell des »Trialogs« zukunftsfruchtig? Oder am Ende gar das der allgemeinen Brüderlichkeit, um dieses altmodische, aus feministischer Warte betrachtet scheinbar exklusive Wort zu gebrauchen? Das ist wohl die Grundfrage, vor der insbesondere die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit stehen, eine Grundfrage, die aber auch generell

an das auf den unterschiedlichsten Ebenen geführte christlich-jüdische Gespräch zu richten ist.

Angesichts der erwähnten demographischen Entwicklung erscheint das Modell des »Trials« der abrahamitischen Religionen besonders attraktiv. Selbst Politiker springen dem gern bei. »Trial« ist eine inzwischen gern benutzte Parole, auch in kirchlichen Kreisen. Zur Wortbildung will ich mich jetzt nicht weiter auslassen - unser Griechischlehrer hätte uns dafür gesteinigt -, aber doch zur Sache. Es gibt m.E. wenigstens zwei Gründe, die gegen dieses Modell als Alternativmodell sprechen, zumindest für die nächste, überschaubare Zeit: Zunächst ein geschichtlicher Grund: Die Beziehung von Christentum und Judentum lässt sich nicht einfach unbesehen durch den Islam als dritte Größe ergänzen.



Angesichts der erwähnten demographischen Entwicklung erscheint das Modell des »Trials« der abrahamitischen Religionen besonders attraktiv. Selbst Politiker springen dem gern bei. »Trial« ist eine inzwischen gern benutzte Parole, auch in kirchlichen Kreisen.

Von der Entstehung wie von der weiteren Geschichte her gesehen ist das jüdisch-christliche Verhältnis mit dem jüdisch-muslimischen oder christliche-muslimischen nicht ohne weiteres vergleichbar. Es ist von den Anfängen her viel enger und zugleich in seiner Geschichte viel problembehafteter. Dazu kommt ein aktueller Grund: Gegenwärtig ist, bedingt namentlich durch die arabisch-israelischen Konflikte, das Verhältnis zwischen der jüdischen Gemeinschaft und der muslimischen Gemeinschaft so stark politisiert und so hochgradig emotionalisiert, dass es für einen dreiseitigen Dialog nur wenig Raum gibt und sein Scheitern nahezu unausweichlich erscheint. Das ist, wohl gemerkt, kein Plädoyer dagegen, muslimische Gruppen in ein Forum der drei abrahamitischen Religionen einzubinden. Das ist punktuell durchaus anzustreben. Ich könnte mir z.B. durchaus vorstellen, dass bei den Veranstaltungen zur Woche der Brüderlichkeit die muslimische Seite einbezogen werden könnte. Die spezifisch christlich-jüdische Beziehung lässt sich dadurch aber nicht ersetzen.

Und das trifft noch mehr zu im Blick auf die Versuche, das »Christlich-Jüdische« ins allgemein Interkulturelle und Interreligiöse aufzuheben. Wenn die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit dieses Spezifikum grundsätzlich aufgeben, werden sie völlig profillos und geraten

zum Tummelplatz von multi-kulturellen Enthusiasten. Dass das Christliche im Namen für manche Interessenten eine Hemmschwelle bildet, trifft sicherlich zu. Der Verdacht, es handle sich um ein wesentlich religiös orientiertes und kirchlich dominiertes Unternehmen, ist nahe liegend. Er lässt sich aber nicht durch eine Namensänderung ausräumen. Die bisweilen erwogene Alternative »deutsch-jüdisch« würde die nazistische These, Juden und Jüdinnen seien keine Deutsche, bestätigen. Wenn die Gründungsmütter und -väter die Bezeichnung »christlich« wählten, dann geschah das aber nicht nur, um dem zu entgehen, sondern vor allem auch, weil ihnen bewusst war, dass unsere säkularisierte Gesellschaft nach wie vor kulturell in christlichen Tradition verwurzelt ist und dass die Judenfeindschaft und Judenverfolgung in der christlichen Welt eine der wesentlichen Voraussetzungen des modernen Antisemitismus bilden.

Dass der Name einer gesellschaftlichen Selbstghettoisierung Vorschub leistet, ist eine Gefahr. Wie ihr begegnet wird, hängt entscheidend davon ab, wie der christlich-jüdische Dialog sich in Zukunft der Öffentlichkeit darstellt. Ob die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit sich als Nostalgievereine darstellen, in denen vornehmlich Christenmenschen in naiver Betroffenheitsempathie sich Juden und allem Jüdischen zuwenden, oder ob in ihnen im Schatten der Schoah, im Bewusstsein christlicher Verantwortung und Schuld ein wirklicher Dialog geführt wird, der paradigmatisch für gesellschaftlich Dialoge sein könnte. Zu einem Dialog im eigentlichen, vollen Sinn des Wortes haben wir noch kaum gefunden. Dialog ist ja mehr als aus »Notdurft« erwachsene Verständigung über Positionen und erst recht nicht »dialogisch verkleideter Monolog«. Dialog hat mit »lebendiger Gegenseitigkeit« (Buber) zu tun, mit Verbindlichkeit im doppelten Sinn des Wortes und als solcher ist er auf Zusammenarbeit hin angelegt. Das ist ein hochgestecktes Ziel. Aber es würde sich lohnen.

Hier gibt es noch genug unerledigte, notwendige Aufgaben.

Zu ihnen gehören insbesondere:

- 1) der Kampf gegen alle Formen von religiösem Antijudaismus und säkularem Antisemitismus, wohl wissend, dass beide sich gegenseitig bedingen und befördern,
- 2) die Abwehr rassistischer Übergriffe und der sie bestimmenden Vorurteilmuster,

3) die Aufdeckung und der Abbau theologischer Fehl- und Feindbilder, wie sie immer noch oder wieder, explizit oder implizit in Lehre und Forschung, im Unterricht, in Predigten und im religiösen Schrifttum verbreitet werden,

4) die Umsetzung der theologischen Verlautbarungen in die Praxis der Gemeinden sowie schließlich

5) die Zusammenarbeit in der Öffentlichkeit, namentlich in gesellschafts- und sozialpolitischen Fragen.

Letzteres ist m.E. langfristig für die Zukunft die Hauptaufgabe im christlich-jüdischen Verhältnis. Auch in den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit ist dies trotz ihres Namens zu kurz gekommen. Ob und wie wir das schaffen, bleibt abzuwarten. Die Zukunftsperspektive hängt entscheidend davon ab, ob sich auch in Zukunft auf beiden Seiten Leute finden, die sich diesem Ziel verschreiben. **D**

■ Woche der Brüderlichkeit 2004

Frankfurt a.M. (epd). Die jährlich stattfindende bundesweite »Woche der Brüderlichkeit« soll zur Verständigung zwischen Juden und Christen in Deutschland beitragen. Sie steht in diesem Jahr unter dem Motto »Verantwortung: ich, du, wir« und wird am **14. März** im hessischen Bad Nauheim eröffnet.

Bei Veranstaltungen in zahlreichen deutschen Städten wird für Toleranz, Mitmenschlichkeit und für die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus geworben. Die Woche wird seit 1951 jeweils im März vom Deutschen Koordinierungsrat der Gesell-

schaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit mit rund 20.000 Mitgliedern organisiert.

Seit 1968 verleiht der Koordinierungsrat mit Sitz in Bad Nauheim bei der zentralen Eröffnung die Buber-Rosenzweig-Medaille. In diesem Jahr erhält der jüdische Dirigent und Pianist Daniel Barenboim die Auszeichnung. Die Medaille ist nach den deutsch-jüdischen Philosophen Martin Buber (1878-1965) und Franz Rosenzweig (1886-1929) benannt. Mit der Auszeichnung werden besondere Verdienste um den christlich-jüdischen Dialog gewürdigt.

Zu den Preisträgern gehörten in den vergangenen Jahren unter anderem Bundesaußenminister Joschka Fischer (Grüne), Bundespräsident Johannes Rau, der frühere Bundespräsident Richard von Weizsäcker und die Witwe des ermordeten israelischen Ministerpräsidenten Yitzhak Rabin, Lea Rabin.

Weitere Informationen zum Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im Internet unter www.deutscherkoordinierungsrat.de.

(epd-Basisdienst, 2.3.2004)

Aus dem Jahrgang 2003

17/03 – **»Ist die Menschenwürde unantastbar?«** (Vorträge einer Tagung der Evangelischen Akademie – Bad Boll in Zusammenarbeit mit der Justizvollzugsschule Baden-Württemberg) – 45 Seiten/4,60 €

18/03 – Themen: **Papst-Enzyklika zum Abendmahl (Auszug) und Reaktionen – Synode der EKD** – 42 Seiten/4,60 €

19/03 – **Die Kirchen in der erweiterten EU** (Beiträge u.a.: v. Vietinghoff, Brandstätter/Eurodiaconia; EU-Osterweiterung und soziale Dienste/Ev. Sozialakademie Friedewald) – 42 Seiten/4,10 €

20/03 – **Die EKD im Dialog mit den Orthodoxen Kirchen** – 78 Seiten/5,90 €

21/03 – Themen: **Ökumenischer Kirchentag** (u.a. Interview mit Raiser, Meyer) – **Umfrage: Religion – Politik – Gesellschaft** (Konrad-Adenauer-Stiftung) – 36 Seiten/ 4,10 €

22/03 – **»In die Kirche eintreten«** (Vorträge einer Tagung der Evangelischen Akademie Loccum) – 42 Seiten/ 4,10 €

23/03 – Themen: **EKD-Synode in Leipzig – Berliner Rede** (Bundespräsident Rau) – AEU /BKU zur **Globalisierung** – 60 Seiten/5,10 €

24/03 – **Ökumenischer Kirchentag 1** (Eröffnung, Schluss, epd-Berichte) – 54 Seiten/5,10 €

25/03 – **Ökumenischer Kirchentag 2** (Beiträge aus Veranstaltungen des Themenbereichs 2, **»Einheit suchen – in Vielfalt einander begegnen«**) – 78 Seiten/5,90 €

26/03 – Ökumenische Arbeitsgruppe von EKD und Bischofskonferenz: **»Neuorientierung für eine nachhaltige Landwirtschaft«** – 34 Seiten/3,40 €

27/03 – **Gedenken an den 17. Juni 1953** (Wort der Kirchen; Rau, Thierse, Böhmer) – 19 Seiten/2,60 €

28/03 – **Ökumenischer Kirchentag 3** (Beiträge aus Veranstaltungen des Themenbereichs 1, **»Glauben bezeugen – im Dialog leben«**) – 56 Seiten/5,10 €

28a/03 – Zwischenbericht des EKD-Ausschusses **»Strukturreform«** – 18 Seiten/2,60 €

29/03 – **»Südosteuropa heute – Die Region und die Verantwortung Europas«** (Tagung in der Evangelischen Akademie Bad Boll) – 54 Seiten/5,10 €

30/03 – **Hanna-Jursch-Preis 2003** (Preisverleihung in Heidelberg; Zusammenfassungen der eingereichten Arbeiten) – 22 Seiten/2,60 €

31/03 – **12. Vollversammlung der Konferenz Europäischer Kirchen** in Trondheim – 66 Seiten/ 5,40 €

32/03 – **Ökumenischer Kirchentag 4** (Beiträge aus Veranstaltungen des Themenbereichs 3 und 4) – **Erklärungen zur Suspendierung von G. Hasenhüttl** – 62 Seiten/5,10 €

33/03 – **Christlicher Glaube und nichtchristliche Religionen** (Theologische Leitlinien. Ein Beitrag der Kammer der EKD für Theologie) 17 Seiten/2,60 €

34/03 – **10. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes** in Winnipeg – 68 Seiten/ 5,40 €

35-36/03 – **»Polen in Europa«** (Tagung in der Evangelischen Akademie Bad Boll) 78 Seiten/6,30 €

37/03 – **Zentralausschuss 2003 des Weltkirchenrats (1):** Berichte, Erklärung zum Schwerpunktthema – 51 Seiten/4,60 €

38/03 – **Zentralausschuss 2003 des Weltkirchenrats (2):** Beschlüsse, Erklärungen (u.a. Irak, Simbabwe), Berichte (u.a. Konsensverfahren, Finanzen) – 66 Seiten/5,40 €

39/03 – **Bedrohung der Religionsfreiheit – Erfahrungen von Christen in verschiedenen Ländern** (EKD-Arbeitshilfe) – 55 Seiten/4,60 €

40/03 – Das **»Kopftuch-Urteil«** des Bundesverfassungsgerichts und erste Reaktionen – 46 Seiten/4,60 €

41/03 – **»Gerechter Krieg – ja oder nein«** – Tagung zu christlicher Friedensethik von EKD und Church of England – 66 Seiten/ 5,40 €

42/03 – **Evangelisation und Gemeindeentwicklung als Gegenstand von Forschung und Lehre** (Neues Institut in Greifswald) – 31 Seiten/3,40 €

43/03 – Kirche – Horizont und Lebensrahmen. Welt-sichten, Kirchenbindung, Lebensstile – **Vierte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD (Auszüge)** – 32 Seiten/3,40 €

44/03 – **1. Vollkonferenz der UEK – Generalsynode der VELKD – EKD-Strukturreform** – 55 Seiten/4,60 €

Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik gGmbH
Verlag/Vertrieb
Postfach 50 05 50
60394 Frankfurt am Main

45/03 – **EKD-Synode (1)**: Berichte der Werke (GEP, Diakonisches Werk, Evangelisches Missionswerk) – 67 Seiten/5,40 €

46/03 – **EKD-Synode (2)**: Bericht des EKD-Rates – **Bio-politik**: »Vom Zeugen zum Erzeugen?« (Bundesjustizministerin Zypries) – 43 Seiten/4,10 €

47/03 – **EKD-Synode (3)**: Kundgebung (**»Bibel im kulturellen Gedächtnis«**), Beschlüsse, Reden, Grußworte und Referate – 60 Seiten/5,10 €

48/03 – **»Frieden in Gerechtigkeit«** (Mitgliederversammlung der Aktionsgemeinschaft Dienst für den Frieden) – 28 Seiten/3,40 €

49/03 – **Kirche und Diakonie in einem Boot – Aufbruch zu neuen Ufern**. (Symposion in der Evangelischen Akademie Bad Boll) – 42 Seiten/4,10 €

50/03 – **Streit um die Segnung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften** (Herbstsynoden evangelischer Kirchen: Beschlüsse, Reden) – 60 Seiten/5,10 €

51/03 – **»Wie können wir Muslimen begegnen?«** – **»Christen und Muslime: Gemeinsam beten«** (Zwei Arbeitspapiere der Konferenz Europäischer Kirchen und des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen) – 38 Seiten/4,10 €

Jahrgang 2004

1/04 – **Fusion – Kooperation – Strukturreform** (ELKTh, EKKPS, EKBBS) – 50 Seiten/4,60 €

2/04 – **GKKE: Rüstungsexportbericht 2003** – 35 Seiten/4,10 €

3/04 – **Fundraising-Forum 2003 Hessen und Nassau** – 38 Seiten/4,10 €

4/04 – **Kopftuchstreit: »Kreuz und Kopftuch nicht vergleichbar«** (Gesetzentwürfe – Kontroverse um Rau-Äußerungen – Stellungnahmen aus evang. Kirche) – 24 Seiten/3,40 €

5/04 – **Perspektiven für Freiwilligendienste und Zivildienst in Deutschland** (Bericht der Kommission »Impulse für die Zivilgesellschaft«) – 34 Seiten/3,40 €

6/04 – Themen: **Religionsfreiheit/ »Kopftuchstreit«** (Rau-Rede zum »Lessing-Jahr«) – **Holocaust-Gedenktag** (Thierse, Veil) – **LER** (Verfassungsbeschwerde abgelehnt) – 32 Seiten/3,40 €

7/04 – **Kurden im Irak – an der Macht beteiligt: Impulse für den Nahen Osten** (Tagung in der Evangelischen Akademie Bad Boll) – 54 Seiten/4,60 €

8/04 – Themen: **Kopftuchstreit** (Rechtsgutachten für NRW) – **Ökumene** (VELKD-Positionspapier) – 42 Seiten/4,10 €

9/04 – **Leitlinien zum Umgang mit sexualisierter Gewalt in der Kirche** (Evangelische Kirche im Rheinland, Nordelbische Evangelisch-Lutherische Kirche) – 26 Seiten/3,40 €

10/04 – **Kirche in der Stadt** (EKD-Konsultation) – 34 Seiten/3,40 €

11/04 – **Zwangsarbeit in Kirche und Diakonie** (Tagung in der Evangelischen Akademie Hofgeismar) – 27 Seiten/3,40 €

12/04 – **Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand** (Tagung von KAS und dem Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit) – 51 Seiten/ 4,60 €

Der Informationsdienst **epd-Dokumentation** (ISSN 1619-5809) kann im Abonnement oder einzeln bezogen werden. Pro Jahr erscheinen mindestens 50 Ausgaben.

Bestellungen und Anfragen an: GEP-Vertrieb
Postfach 50 05 50,
60394 Frankfurt,
Tel.: (069) 58 098-189.
Fax: (069) 58 098-226.
E-Mail: vertrieb@gep.de
Internet: <http://www.epd.de>

Das Abonnement kostet monatlich 23,60 € inkl. Versand (mit Zugang zum digitalen Archiv: 27,50 €). E-Mail-Bezug im PDF-Format (Preis auf Anfrage). Die Preise für Einzelbestellungen sind nach Umfang der Ausgabe und nach Anzahl der Exemplare gestaffelt.

Die Liste oben enthält den Preis eines Einzelexemplars; dazu kommt pro Auftrag eine Versandkostenpauschale (inkl. Porto) von 2,30 €.

epd-Dokumentation wird auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.